# Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.

Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

**J. Lindauer'sche Leihbibliothek,**

**Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.**

<36630029010010

# Reiseskizzen und Novellen.

Erster Band.

# Reiseskizzen und Novellen

von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Erster Band.



Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1864.

# Inhaltsverzeichniss.

# 1.
# Im Walde.

Es wird nicht anders sein. Das alte Schloß, welches auf der Mitte des Berges stand, hatte seinen Namen von dem Thale, in welches es hinabblickte, und von dem Bache, der durch das Thal lief. Die Herren des Schlosses hatten ihren Namen wieder von dem Schlosse, und wenn wir jetzt noch sagen, daß beide Thalbach hießen, so haben wir einen Anfang unserer Geschichte, was stets sehr angenehm ist, aus Gründen, welche ohne Zweifel Viele kennen werden, die überhaupt Geschichten erzählen.

Sehen wir aber jetzt ein wenig nach dem Schlosse, so bemerken wir auf den ersten Blick, daß es keines jener allzuhöflichen Baulichkeiten war, welche bei dem jedesmaligen Antritte eines neuen Besitzers auch jedesmal eine neue Miene

annehmen, wie solche eben dem neuen Herrn wohlgefällig. Da solche Mienen sowohl, wie manche andere freundliche Gesichter, häufig mit vielen Kosten verknüpft sind, hatten es die Herren von Thalbach, wie es scheint, seit einer längeren Reihe von Jahren vorgezogen, sich mit dem zu begnügen, was sie von ihren Vätern ererbt hatten.

Auf diese Weise sparten sie Geld, waren sicher, nicht in das Chaos von Geschmacklosigkeit zu verfallen, welches der gewöhnliche Begleiter der Modernisirung aller Bauten ist, und waren sie endlich müde geworden und hatten sich vom Getöse der Welt zurückgezogen auf ihr altes Waldnest, so zogen gleichzeitig tausend freudige Erinnerungen ein in ihre alten Herzen, unzählige süße Klänge aus jener seligen ersten Jugendzeit, die freilich gewöhnlich zum Teufel geht mit dem ersten lateinischen Instructor, welcher das Haus betritt, nichts desto weniger aber die schönste des Lebens bleibt.

Das Schloß Thalbach, gelegen auf der Mitte eines mäßig steil ansteigenden, nicht eben sehr hohen Berges, bestand aus verschiedenen Gebäuden, welche wieder verschiedenen Zeiten ihre Entstehung verdankten. Man hatte nichts niedergerissen, um etwas Neues an dessen Stelle zu setzen, aber man

hatte bisweilen, je nach Bedürfniß oder Vermögen, etwas Neues dem Alten beigefügt. So mochte das älteste, unten von Stein, oben von Fachwerk aufgeführte Haus mit seinem hohen, spitzigen Giebeldach und den unregelmäßig an dasselbe angelehnten drei runden, steinernen Thürmen aus dem Ende des fünfzehnten oder dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts stammen, während das ihm rechteckig angefügte, ganz aus rothem Sandstein bestehende neuere Gebäude unbedingt seinen Ursprung der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts verdankte. Noch neuer waren einige kleinere Häuser und schuppenartige Gebäude, welche dem steinernen Hause gegenüber aufgeführt und durch einen gepflasterten Hof von demselben getrennt waren.

Dieser Hof war, gegen die Seite des Thals zu, mit einer massiven steinernen Mauer geschlossen, aber das große Thor desselben, so wie die neben demselben angebrachte kleinere Burgpforte standen fast immer während des ganzen Tages weit offen, so daß man auf dem sich thalabwärts ziehenden Thorwege zu jeder Zeit ungehindert aus- und eingehen konnte.

Rechts von diesem Thorwege lag der zum Besitzthum gehörige Garten, zum Theil gedeckt durch

die Hofmauer, zum Theil über dieselbe sich hinaus erstreckend. Er bestand aus drei über einander liegenden Terrassen, und von jeder derselben hatte man einen Blick in das unten liegende Thal. Alles das aber lag nicht in Mitte dann und wann höchst profitabler Frucht- und Getreidefelder, sondern mitten im frischen, fröhlichen Walde, unter Buchen und Eichen, unter Birken und Eschen und anderen lustig grünenden Bäumen, die aber gute Nachbarschaft zusammen hielten, sich freundlich mit den Laubkronen winkten und die grünenden Astarme brüderlich in einander verschlangen, während unten, zu ihren Füßen, je nach Umständen Farrnkräuter ihre reizenden Blattformen entfalteten, Wachholderbeersträuche dufteten, Brombeerbüsche ihre saftige Frucht darboten oder tiefer noch am Boden die bescheidene Heidelbeere sich weit hin ausbreitete — ein lustiger, lebendiger, deutscher Laubwald eben, dem nichts gleich kommt auf der Welt an Reiz und Pracht, wenn man ihn durchzieht an einem schönen, sonnigen Morgen, mit gutem Gewissen, dergleichen Stiefeln und dem leichten Sinne der Jugend.

Im ganzen Schlosse zu Thalbach aber war nicht ein einziges Zimmer, von welchem aus man nicht hinausgeblickt hätte in diese freudige Waldes-

pracht, abwärts gegen das Thal zu, über die Kronen der Bäume hinweg, die sich im Sonnenschein wiegten, aufwärts zu Berge, zwischen ihren Stämmen hindurch, in ein reizendes, duftendes Waldesdüster.

Der Besitzer all' dieser romantischen Herrlichkeit war der Herr Paul von Thalbach, der sich in jene Einsamkeit zurückgezogen hatte, um von den Strapazen eines längeren Ehestandes gründlich auszuruhen. Er hatte, noch ziemlich jung, ein Fräulein geheirathet, welches außerordentlich häßlich und, vielleicht in Folge dieser Zufälligkeit, auch außerordentlich „brav" war. Diese brave Frau indessen war zugleich ein Drache — draco familiaris seu domesticus, nach der wissenschaftlichen Bestimmung in der Naturgeschichte des Ehestandes.

Als Thalbach sich in Liebe und Einfältigkeit mit ihr verlobte, weinte seine alte Mutter Freudenthränen. Es war der guten alten Frau zwar nicht vollständig klar, warum ihr Paul jenes häßliche Wesen zu seiner Frau machen wollte, allein: „Ehen werden im Himmel geschlossen!" Und dann war sie so brav! — So mußte wohl Alles gut werden. Aber es ward nicht gut, sogar schlimm, und hier und da selbst recht schlimm.

Freilich sah dann Thalbach ein, daß die im Himmel geschlossenen Ehen auf Erden ausgestanden werden müssen, und er fragte dann bisweilen, wer denn eigentlich im Himmel die Ehen schließe? Er war zu fromm, um dem lieben Gott dergleichen in die Schuhe zu schieben. Auch den Heiligen wollte er solche Mißgriffe nicht zumuthen. Sie hatten ja alle auf Erden gelebt und kannten den Stand der Dinge. Vielleicht war ein alter Junggesellen-Engel mit der Angelegenheit betraut worden, der wenig von der Sache verstand. — Dem sei aber wie ihm wolle, Thalbach hatte ein Hundeleben. Nachdem ihn jedoch seine Frau fünfzehn lange Jahre hindurch geknöchelt und geschoren, schien der alte, unerfahrene Engel plötzlich ein Einsehen bekommen zu haben, und trug die Frau von Thalbach in jene Räume, von welchen, Gott sei Dank, kein Wiederkehren ist.

Als der Wittwer am Sarge der Verblichenen stand, weinte er aufrichtige und bittere Thränen. Er fragte sich, ob nicht auch er die Mitschuld getragen an all' dem häuslichen Jammer und Elend, und was ihm beifiel von dergleichen, das bereute er mit Schmerzen und bat die Todte um ihre Verzeihung. Dann aber gab er den Dienst auf, der ihn, neben dem Willen seiner Frau, bisher

in der Stadt gehalten, und zog in sein grünes Buchenthal. Dort wurde ihm bald so wohl, wie ihm seit langer Zeit nicht gewesen. Die Einsamkeit that ihm wohl, und doch kam's ihm vor, als habe er bessere Gesellschaft als je.

In der alten Bibliothek zu Thalbach fanden sich gute ältere Bücher, neuere Werke brachte er aus der Stadt mit dorthin, und der Bote, der wöchentlich vom benachbarten Dorfe aus zur Stadt ging, schleppte von dort stets mächtige Packen der neuesten Literatur in das alte Waldschloß. Es ist ein schöner und ächt menschlicher Zug im Herzen der Sortiments-Buchhändler, daß sie nie einen „Freund" vergessen, wenn derselbe nur einigermaßen solvent.

Hatte Thalbach sich satt gelesen, so nahm er die Büchse zur Hand und streifte im Walde. Er war früher ein guter Schütze gewesen, und ward es bald wieder; als aber der Winter kam, zog er vom neueren Hause in's alte Schloß. Es war eine ganz verständige und treffliche Gewohnheit unserer Väter, im Winter die Sommerwohnung mit einer andern zu vertauschen, sie soll noch stattfinden in einigen Gegenden Norddeutschlands, auf dem Lande, und nichts ist zweckmäßiger für unser Klima, als dieser alte Gebrauch, der aber

freilich gegenwärtig nur an wenig Orten noch einzuhalten sein wird.

Als Thalbach sich eingenistet hatte in einem der alten, mit reicher Holzvertäfelung versehenen Gemächer des alten Gebäudes, als der erste Schnee draußen die Aeste der Buchen und Eichen leicht bedeckte und diese sich bald darauf ächzend bogen unter seiner Last, als nicht mehr das geschwätzige Murmeln des Baches, unten im Thal, in der abendlichen Stille hinauf bis zum Schlosse drang, da der muntere Gesell in starren Banden gefesselt lag, als eisige Nebel sich über den Wald legten und des Morgens selbst die beschneiten Waldbäume unsichtbar machten, während um vier Uhr sich die wirkliche Nacht niedersenkte und Alles in undurchdringliche Finsterniß hüllte — da wurde es Thalbach erst recht gemüthlich und heimlich beim flackernden Feuer seines Ofens, beim Lichte seiner traulichen Lampe und beim Lesen der Bücher, die ihm seine Freunde, die Buchhändler, zugeschickt.

Er hatte den Winter gefürchtet; jetzt sah er, daß die Sache nicht so schlimm; das machte ihn froh, und er gewann bald Allem die beste Seite ab. Wenn die alte Schloßuhr sechs schlug, wie schüttelte er sich da in innerlichem Vergnügen.

„Jetzt laufen sie drinnen in der Stadt in ihre unglücklichen Gesellschaften, saufen Thee und langweilen sich, oder fahren in's Theater und erfrieren sich die Füße! Weiße Halsbinde, schwarzer Frack, Handschuhe! Pfui Teufel!“ — Er streckte die Füße gegen sein Feuer und blies mächtige Rauchwolken von sich aus seiner langen Pfeife. Gott segne euch, ihr alten Mauern! Den Schwindel haltet ihr mir fern!“

Bisweilen ließ er seinen Jäger kommen und nöthigte dem Alten, einem von seinem Vater her ihm überkommenen Erbstücke, ein Glas Wein auf, unter dem Vorwande, eine Jagd zu besprechen, oder sonst ein Geschäft. Auch der alte Johann, sein Diener, blieb dann häufig länger im Zimmer, als eben nöthig, wenn er den Abendtisch besorgt und abgeräumt. Er gab Rathschläge und erzählte, wie das der „alte Herr“ bei ähnlichen Gelegenheiten gehalten. Ueberhaupt waren fast lauter alte Leute im Hause. Die Köchin gab kaum den beiden Männern etwas nach an respectablen Jahren, und auch der Gärtner, der in einem der kleinen Häuschen des Neubaues wohnte, war ein Graukopf. Nur die Hausmagd war ein rüstiges Weibsen, indessen würdigte man sie kaum eines Blicks. Thalbach aber nannte man den „jungen Herrn,“

und obgleich er schon die Vierzig angetreten, gebührte ihm wohl dieser Titel den anderen Greisen des Hauses gegenüber. —

Der Winter verfließt schnell auf dem Lande, — das mag den Städtern wohl sonderbar klingen, aber dennoch ist es so. Aber er geht nicht blos scheinbar schneller vorüber, er ist auch kürzer in der That. Lange vorher blickt der Lenz mit seinen sonnigen Augen in die niedere ländliche Wohnung, ehe er in Eure fünfstöckigen Jammerpaläste dringt, die hinter ihren dünnen Mauern ein Heer von enge zusammengepferchten Miethsleuten enthalten.

Und diese sonnigen Blicke! Wie jagen sie da draußen auf dem Lande den Schnee von Feld und Flur, wie hauchen sie ein junges Grün über die Triften, und wie lassen sie die alten Waldbäume wieder jung werden, knospen und sprießen! Dann regt sich das lustige Vogelvolk, zwar schon beschäftigt, sich einen Hausstand zu gründen, trotz all' dieser Familiensorgen aber dennoch stets heiter, leichtsinnig und munter. Die Lerche singt ihr einfaches Lied, wie sie es vor Jahrtausenden schon gethan, und das Menschenherz fliegt jubelnd mit ihr zum Himmel empor, sie besingt ja den Frühling, die Zeit der Hoffnung. — Dann rufen die

Amseln und Drosseln im Busche, der eben zu grünen beginnt. Hoch über Euch in den Lüften meckert die Himmelsziege, und in der Dämmerung schnarrt die wandernde Schnepfe, flüchtig vorüberziehend am Saume des Waldes. Sie eilt nach fernen Landen, wenn sie es nicht vorzieht, bei uns zu bleiben, verspeist zu werden und uns die trefflichste aller Delicatessen mit dem unanständigsten Namen von der Welt zu bieten.

Und wie beginnt der Frühling in der Stadt? — Jene Delicatesse mit der unanständigen Benennung, wenn gleich in anderer Form, zeigt sich schuhhoch in Euren Straßen, und schmutziges Eis wird auf Wagen von keuchenden Pferden und fluchenden Fuhrleuten hinweggeschafft und in den Fluß geworfen, der sich mit grauen oder gelblichen Wogen mißfarbig durch Eure Mauern wälzt. Die Diener der Polizei laufen umher und bezeichnen die saumseligen Straßenreiniger zur Strafe, oder man zeigt Hochwasser an, und einige Philister verkünden gleichzeitig nochmaligen Frost. Dann kommt ein Sonntag, und obgleich das Thermometer kaum einige Grade über Null zeigt, seht Ihr dennoch verschiedene Jünglinge in Sommerbeinkleidern einherschreiten. Es sind verfrühte Schwalben, welche, wie jene, nicht den Sommer anzeigen,

aber des Abends Leibschneiden bekommen, eben so wie jene heroischen Damen, die ihren Kaffee bereits im Freien genossen haben und unter allerlei Vorwänden sich schleunig nach Haus begeben.

Endlich nach mehreren Wochen zeigt sich das wahre und ächte Zeichen des Frühlings. Man hat aus allen Verkaufsläden die Winterkleider entfernt, und die Sommer=Garderobe lächelt Euch in den neuesten, abenteuerlichsten Mustern aus allen Schaufenstern verführerisch an. Wenn Ihr hierauf, etwa eine Woche hindurch, alle Frauen und Jungfrauen Eurer Bekanntschaft und alle Zofen und Putzmacherinnen, welche Ihr kennt oder nicht kennt, mit Strohhüten in den Händen umherlaufen seht, welche zum Waschen, zum neu Bebändern oder weiß Gott zu was getragen werden, dann ist der Stadtfrühling eingezogen in seiner ganzen Pracht.

Der Winter war unserem Thalbach so rasch entschwunden, daß er ordentlich verwundert auf die oben angedeuteten Boten des Frühlings blickte. Aber auch dieser ging rasch vorüber, der Sommer kam in's Land, und es war jetzt bald ein Jahr verflossen, seit Thalbach die Stadt verlassen. Da erhielt er eines Tages einen Brief von einer Tante, welche ihm mit einer großen Anzahl ziemlich überflüssiger Redensarten ankündigte, daß sie

eine elternlose Waise zu sich in's Haus genommen, das Kind eines armen Officiers, der ohne alles Vermögen gestorben. Aber das Kind, ein Mädchen von acht Jahren, kränkle, der Arzt habe ihm den Aufenthalt auf dem Lande angerathen, und da sie, die Tante Henriette, das gute Herz des Neffen kenne, so wolle sie das arme kleine Mädchen auf drei oder vier Wochen zu ihm hinausbringen.

Thalbach war zuerst auf den Tod erschrocken, und hierauf gerieth er in gelinde Raserei. Er war so gemüthlich eingerichtet, er fühlte sich so glücklich in seiner Einsamkeit! Und jetzt? Jetzt sollte er zur Kinderfrau mißbraucht werden, und den schwächlichen Rangen eines Mannes, dessen Namen er nicht einmal wußte, die schönste Zeit des Jahres hindurch hätscheln und pflegen! — Dazu kam noch, daß die Tante geschrieben hatte: „Auf drei oder vier Wochen hinausbringen." —

Man wußte, daß drei oder vier Wochen unter solchen Verhältnissen eben so gut drei oder vier Monate bedeuten konnten, und dann: „hinausbringen!" — Hatte die Tante Henriette, die rechthaberische, unangenehmste und widerwärtigste aller alten Jungfern, vielleicht vor, die drei

oder vier „Wochen" ebenfalls bei ihm in der gesunden Landluft zu verbringen?

Er schrieb zurück so lakonisch, wie die Tante ausführlich:

„Liebe Tante!

„Ich bedarf keines kleinen und keines großen Mädchens, und die Luft in Thalbach ist so feucht und ungesund, daß ich Niemand aus der Stadt rathen möchte, auch nur einen einzigen Tag hier zuzubringen. Ich verbleibe in allem Respect Ihr Sie liebender, getreuer Neffe

Paul."

Ein Junge aus der Mühle im Thal trug dies artige Schreiben sogleich zum nächsten Städtchen, und schon des andern Tages mußte die Tante es erhalten haben. — Drei Tage lang hatte der liebende und getreue Neffe einen bedeutenden Moralischen über seine allerdings etwas derbe Art, sich auszudrücken. Am vierten begann er sich zu beruhigen. Am fünften freute er sich seiner Energie. Und am sechsten schleppten zwei müde Pferde eine ziemlich fossile Kalesche den holperigen Weg gegen Thalbach zu, und nachdem die Tante Henriette endlich aus derselben gestiegen und ihren Neffen umarmt hatte, führte sie ihm ein kleines

blondes Mädchen zu und sagte wohlwollend: „Das liebe Kind heißt Clementine.“ —

Thalbach war, als er die Angekommenen erblickt hatte, eben so wie beim Empfang des Briefes, tödtlich erschrocken, aber er hatte diesmal nicht wie dort Zeit, sich zu ärgern. Seine grobe Epistel fiel ihm schwer auf's Gewissen, und alle Furcht, die er in jüngeren Jahren vor der scharfen Zunge der Tante Henriette gehabt, kehrte plötzlich in sein Herz zurück.

Aber die Tante schien eine andere geworden, sie war die Liebenswürdigkeit in eigener Person, erwähnte des Briefes mit keiner Silbe, fand das Aussehen Thalbach's trefflich, die Gegend reizend, und erklärte, was schwer wog in der Wagschale Thalbach's, daß sie am nächsten Morgen mit dem Frühesten wieder abreisen werde. Aber so wenig sie des Briefes erwähnte, so wenig sprach sie von der kleinen Clementine, nachdem sie einmal ihren Namen genannt. Auch das Kind sprach wenig; es nannte indessen Thalbach Onkel, ging ruhig und still umher, sah aber nichts weniger als krank aus, und schien alle Anwesenden mit Gleichgültigkeit, die Tante aber mit einiger Furcht zu betrachten.

Der Tag verging, wie überhaupt ein Tag auf

dem Lande, wenn man langweiligen Besuch hat. Da aber die Tante nicht von dem Briefe sprach, welchen sie übrigens unbedingt erhalten haben mußte, so sprach Thalbach seinerseits auch nicht von Clementine, ja, er betrachtete sich die Kleine eigentlich erst recht, als die Kalesche der Tante, welche Wort gehalten hatte und am andern Morgen abreiste, hinter den Baumstämmen des Waldweges verschwunden war.

Beim Abschied hatte das Kind die Hand der Scheidenden geküßt, aber seine blauen Augen waren nicht naß geworden. Als Thalbach jetzt jedoch nach ihm hinblickte, schluchzte es heftig, ergriff seine Hand und rief unter Thränen: „Ach, Onkel, sei nicht böse, ich kann nichts dafür!" — „Für was?" erwiederte Thalbach verwundert. — „Daß ich hier bin. Die Tante hat's so haben wollen." — Thalbach erwiederte nichts. Aber es fiel ihm jetzt schwer auf's Herz, daß er ohne alle weibliche Hülfe — denn die alte mürrische Köchin war kaum zu rechnen — einige Wochen hindurch ein kleines Mädchen beaufsichtigen solle.

Dann dachte er, was vielleicht auch der geneigte Leser denken mag, daß man wohl eine bessere Art und Weise hätte erfinden können, um die Kleine überhaupt nach Thalbach zu bringen.

Da sie aber einmal da und er selbst ein guter Kerl war, so streichelte er ihre blonden Locken, ging mit ihr in's Schloß zurück und sagte beruhigend: „Sei nur zufrieden, Clementine, es wird schon gehen.“

Und es ging wirklich. Er ließ ihr ein Schlafzimmer neben dem seinigen einrichten. Die Kleine war des Abends in die Federn gekrochen, ehe man sich's versehen hatte, und als er am andern Morgen leise ihr Zimmer öffnete, kam sie ihm bereits nett und reinlich gekleidet entgegen. Er warf einen Blick auf die Stube. Es war Alles vollständig zusammengeräumt, selbst ihr Lager war aufgebettet. „Aber, Kind, wie hast Du denn das große, hohe Bett zurechtrichten können?“ fragte er. — Sie zeigte ihm dies, indem sie, flink wie ein Eichhörnchen, auf einen Stuhl sprang und eifrig in den Kissen wühlte. — Thalbach schüttelte verwundert den Kopf, und die alte mürrische Köchin ließ sich's nicht nehmen, daß der Herr selbst das „Bett gemacht“, aus Vorliebe für den Grasaffen aus der Stadt.

Als Thalbach nach dem Frühstück die Kleine mit in den Wald nahm, und immer tiefer mit ihr hinein schritt in das Waldesdunkel, schien sie zuerst wie toll vor Lust und Freude, dann aber

ward sie ernst und schritt stumm und schweigend neben ihm her. — „Was ist Dir, Kind," fragte er endlich. — „In der Kirche darf man nicht reden," erwiederte sie flüsternd.

Thalbach sprach wirklich kein Wort, denn er wußte in der That nicht, was er sagen sollte, aber er schüttelte verwundert den Kopf. Nachher erschienen ihm indessen seine alten Buchenstämme wirklich wie Säulen einer gothischen Kirche, und ihre Aeste wie ihr Kreuzgewölbe. Er malte sich das Bild immer mehr aus. Da drangen plötzlich Glockentöne vom Kloster Maria-Buchen herüber zu den schweigend Einherschreitenden. Clementine zeigte mit der Hand nach der Richtung und nickte mit dem Köpfchen. „Siehst Du," sagte sie leise, „daß es eine Kirche ist, nur größer als die anderen." —

Nach einigen Tagen bemerkte Thalbach, daß er, anstatt wie er fürchtete, ein Kind bedienen zu müssen, selbst einen Diener bekommen hatte. In der kürzesten Zeit hatte Clementine alle seine Gewohnheiten aufgefaßt, alle seine kleinen Bedürfnisse ihm abgelauscht, und wie man wohl deutlich sah, einfach um ihm gefällig zu sein, und keineswegs, um sich beliebt zu machen. Sie stopfte seine Pfeifen und brachte ihm Feuer; kam er von

draußen, so trug sie ihm die Pantoffeln zu, und war er im Garten, so rückte sie den Stuhl an die Stelle, an welcher er gern zu sitzen und in's Thal hinabzublicken pflegte. Dabei war sie die Folgsamkeit selbst, obgleich ihr Thalbach kaum etwas zu sagen brauchte, da sie ihm Alles in den Augen ablas.

Was die Stellung Clementinens mit den übrigen Hausgenossen anlangte, so war diese die folgende: Mit den Hunden hatte sie bereits am ersten Tage eine, wie es schien, unverbrüchliche Freundschaft abgeschlossen; sie folgten ihr mit dem eigenthümlichen Gebahren, welches Hunde häufig Kindern gegenüber einhalten, und welches anzudeuten scheint: „Wir müssen eigentlich nicht thun, was Du uns befiehlst, aber — wir thun's doch.“ Dann aber spielten sie wieder mit ihr wie mit ihresgleichen und ließen sich von ihr gefallen, was mancher Erwachsene schwerlich hätte wagen dürfen.

Der alte Johann und der Jäger folgten ihren vierbeinigen Untergebenen in einigen Tagen. Zuerst fürchteten sie allerlei Unbequemlichkeit durch die Ankunft des fremden Kindes; aber in kurzer Zeit thaten sie der „kleinen Freilin“, was sie ihr an den Augen absehen mochten. — Die Letzte,

welche sich ergab, war die alte Sabine, die Köchin. Sie begann ihre Freundschaftsbezeigungen damit, daß sie eines Morgens Clementine fast mit Gewalt aus ihrem Zimmer entfernte und hierauf dasselbe in Ordnung brachte und aufbettete, was bisher die Kleine stets selbst besorgt hatte.

Und Thalbach? — Nachdem vierzehn Tage verflossen waren, dachte er mit Schrecken daran, daß die Tante kommen und Clementine mit sich nehmen könne. Er schrieb einen langen und umständlichen Brief an die erste, worin er besonders hervorhob, daß die Gesundheit der Kleinen sich nur sehr langsam bessere, und daß ein längerer Aufenthalt auf dem Lande unzweifelhaft von großem Nutzen für sie sein werde. Eben als er sein Schreiben beendet, kam Clementine in's Zimmer und fragte: „Wenn Du fertig bist, gehen wir nachher in den Wald, Papa?" — Thalbach drang ein heißer Strom zum Herzen. Es war das erste Mal, daß ihn das Kind so ansprach, ja selbst das erste Mal, daß er überhaupt Vater genannt wurde, da seine Ehe kinderlos geblieben war.

Welche Macht hat oft ein einziges Wort auf das menschliche Herz, welchen Zauber übt es aus, und wie läßt es uns oft plötzlich klar erkennen,

was wir lange Zeit hindurch vorher nur dunkel geahnt! — Thalbach fügte eine Nachschrift seinem Briefe bei, welche lautete: „Ich glaube kaum, daß die Kleine unter sechs Monaten ganz hergestellt sein wird."

Nach einigen Tagen kam die Antwort der Tante Henriette. Sie schienen die Rollen gewechselt zu haben. Während sein Schreiben so lang wie ihr erstes gewesen, hatte jetzt ihr gegenwärtiges die Kürze seines ersten lakonischen Absage-Briefes. Aber er war innerlich erfreut beim ersten Blick auf die wenigen Zeilen. Sie nannte ihn „Er," und er wußte, daß sie diese kaum mehr gebräuchliche Sitte älterer Zeit nur aufnahm, wenn sie in trefflicher Laune war. Der Brief selbst lautete:

„Mon cher Paul!

„Er ist nicht klug, oder macht Flausen. Das Kind war nie krank und ist's auch wohl jetzt nicht. Er kann sie aber behalten, ganz und gar, wenn Er will, denn ich glaube, daß ich ohnedies bald ad patres gehen werde.

Ich verbleibe Seine getreue

Tante Henriette."

Die Wünsche Thalbach's waren jetzt erfüllt. Er überhäufte vor Allem die kleine Clementine

mit Liebkosungen, und hierauf eröffnete er ihr, daß sie nun für immer bei ihm bleiben und Thalbach nicht mehr verlassen werde. — „Ich war also brav?" sagte das Kind. — „Freilich; aber warum fragst Du?" — „Weil die Tante sagte, wenn ich recht brav sei, dürfe ich für immer bleiben, und würde Deine Tochter werden." — „Die Tante," sagte Thalbach, „hätte alle diese Winkelzüge nicht gebraucht, Du wärst auch so mein liebes Kind geworden!"

Des Mittags kochte die alte Köchin aus eigener Machtvollkommenheit eine süße Speise, von welcher sie wußte, daß sie ein Leibgericht Clementinens sei, und Johann und der Förster schmückten die Tafel mit zwei mächtigen Waldblumensträußen, und diese Aufmerksamkeit erfreute Thalbach abermals höchlich, weil sie ihm zeigte, daß sein Liebling auch bei seinen Leuten beliebt. —

Indessen gingen die Kind- und väterlichen Flitterwochen vorüber, wie alles Andere. Das heißt, Thalbach begnügte sich nicht mehr damit, seine Clementine anzublicken und Gott zu danken, daß er ihm so ganz auf unerwartete Weise ein so reizendes Töchterchen bescheert habe, sondern er sagte sich selbst, daß das Kind jetzt auch etwas lernen und vor Allem *erzogen* werden müsse.

Er schrieb daher an die Tante und bat dieselbe, ihm eine Gouvernante zu verschaffen.

Als Antwort kam ein schwarzgesiegelter Brief, welcher Clementinens Taufschein, die Trau- und Todtenscheine ihrer Eltern und einige Zeilen von einem entfernten Verwandten enthielt. Thalbach erfuhr auf diese Weise, daß der Vater Clementinens Hofmann geheißen und sammt seiner Frau gestorben, ohne einen Pfennig zurückzulassen. Ferner, daß die Tante ebenfalls das Zeitliche gesegnet und bereits einige Zeit vorher die jetzt überschickten Papiere zurechtgelegt. Auf einem beigefügten Zettel stand kaum leserlich gekritzelt: „Erbt nichts von mir; Er soll sie nur behalten."

„Braucht auch nichts zu erben von der alten — —!" sagte Thalbach ärgerlich. Dann aber drückte er in öffentlichen Blättern den Wunsch aus, eine Erzieherin für seinen Liebling zu erhalten, und in Folge dieser Maßregel, und verschiedener hieraus entstandener Correspondenz, zog nach einigen Wochen die erste Gouvernante in Thalbach ein.

Bis Clementine das zwölfte Jahr erreicht hatte, wiederholte sich dieses Ereigniß noch dreimal, und als die vierte Erzieherin das Schloß verlassen, beschloß Thalbach, die vacante Stelle selbst zu

übernehmen und Clementinens Erziehung zu vollenden. Diese Erziehung fiel aber keineswegs so aus, wie man unter solchen Umständen hätte vermuthen können.

Zwar lernte Clementine mit der Flinte umgehen und erwarb sich eben so einige Uebung im Pistolenschießen, aber sie trieb das jedenfalls nur, weil sie es die „Anderen" im Hause ebenfalls treiben sah. Sie hatte weder eine große Vorliebe für dergleichen Uebungen, noch eine besondere Fertigkeit in denselben, und der gleiche Fall war es mit dem Reiten und dem Lenken eines Wagens. Hingegen las sie gern und viel; ihre gemeinschaftlichen Studien mit Thalbach im Französischen und Englischen hatten guten Erfolg, und fast gegen den Willen ihres Ziehvaters nahm sie sich, als sie heranwuchs, eifrig des Hauswesens an. Wenn man dazu nimmt, daß der lebhafte, empfängliche, ja poetische Sinn für Naturschönheiten, den sie als Kind kundgegeben, mit verdoppelter Stärke zurückzukehren schien, als sie zur Jungfrau heranreifte, so hatte es den Anschein, als sei nichts gelungener, als die Erziehung dieses Kindes im einsamen Waldschlosse.

Aber Eins war vergessen worden. Clementine hatte weder Umgang mit Männern, noch mit

Frauen. Nur in sehr seltenen Fällen, und dann selbst nur auf wenig Stunden, kamen Fremde nach Thalbach. Eben so selten und ebenfalls wieder nur auf kurze Zeit besuchte man das benachbarte Städtchen, und während auf der einen Seite einige Greise die Dienerschaft bildeten, war die nach dem Tode der alten Köchin neu eingetretene Haushälterin kaum mehr als eine lebende Koch- und Nähmaschine. Was Wunder also, wenn sich im Herzen des jungen Mädchens, das ganz allein auf den Umgang mit dem „Papa" und auf ihre Bücher beschränkt war, eine sonderbare, eigenthümliche Welt ausbildete — eine Welt voll Poesie, in welcher dennoch die Prosa keineswegs ausgeschlossen war, und eine romantische Anschauung ihrer Umgebung, ohne alle Kenntniß der außerhalb ihres Kreises liegenden Welt; das sonderbarste und dennoch wieder, in Folge der Verhältnisse, ganz natürlichste Gemenge von Lebensansichten, von unklaren Hoffnungen, unbestimmten Wünschen, von selbst geschaffenen Pflichten und der tollsten Naivetät.

Thalbach selbst bemerkte das nicht. Er sah nur seine liebe, kleine Clementine, die seine Welt, sein Alles war. Mit Freuden sah er sie geschäftig walten im Hause, in welchem Alles doppelt

zu gedeihen schien unter ihrer schaffenden Hand. Aber er lauschte ihren Worten mit Bewunderung, wenn sie ihrer Phantasie den Zügel schießen ließ, wenn sie der Natur ihre Stimme lieh oder ihm Märchen erzählte, die sie gelesen oder erfunden. Dann sprach sie von der Thalfee da unten im Buchenthale, die des Nachts im weißen, wallenden Gewande dahin zöge und wohlthätig die Gräser erfrische und die Waldblumen. — Oder sie sagte ihm, was der Bach zu ihr gesprochen, der, wieder unten im Thale, über die Kiesel hinweg springe. Wie er diese gescholten, daß sie ihn aufhielten in seinem Laufe, da er doch weiter unten die Mühlen treiben müsse und überhaupt vorwärts wolle, wisse er gleich selbst nicht genau wohin.

Zogen die Wolken hinweg über den Wald, so deutete sie ihm bisweilen ihre Gestalt, sie zeigte ihm Ritter und Reisige, Löwen, Drachen und allerlei fabelhaftes Gethier; wenn aber der Wind durch die hohen Kronen der Waldbäume flog, dann wußte sie das Meiste zu berichten. Sie verstand die flüsternde Sprache der alten grünen Gesellen, sie hörte, wie sie sich wunderbare Dinge erzählten, vom alten herrlichen Leben da draußen im Walde, wie sie noch junge Stämme gewesen,

und wie dort der Forst noch so dicht, daß kaum je der Fuß eines Jägers ihn betreten. Nur der Sturmwind habe in jener guten alten Zeit die Bäume gefällt, nicht die mörderische Axt, und mit den Bären und Wölfen habe sich's friedlicher gelebt, als mit dem habgierigen Menschenvolke. — „Wenn die Abendglocke herüber von Maria-Buchen ihre Klänge auf den Flügeln des West-windes sendet," sagte Clementine, „dann neigen sie ihre Häupter und verehren die Jungfrau, dann flüstern sie leise mit schwingenden, lang gezogenen Tönen sich einen Nachtgruß zu, und schlafen ruhig wie fromme Kinder, wenn nicht eben bisweilen die Windsbraut durch ihre Aeste fegt oder im Neumond der wilde Jäger über ihren Häuptern seine gespenstigen Schatten hinwegführt.

„Kind, Kind!" sagte einmal Thalbach, wie sie also schwärmte, „wer erzählt Dir all' diese tollen Dinge?" — „Eine heilige Fee," erwiederte Clementine, „eine heilige Fee, die stumm ist und doch mit tausend Stimmen Gott lobt und zum Menschenherzen spricht — die heilige, stille Wald-einsamkeit!" — Verwundert wiegte Thalbach sein Haupt. Er verstand recht gut, was sie meinte, aber es kam ihm toll vor, daß seine kleine Cle-

mentine so groß geworden und sprach wie ein Buch.

Er verwunderte sich aber eines schönen Tages noch weit mehr. Es war einige Tage nach dem Peter- und Pauls-Feste, das man doppelt gefeiert auf Thalbach, da es auch das Namensfest des Hausherrn war; da trat Clementine in dessen Zimmer, geschmückt mit einem zierlichen Kranze. Sie hatte die letzten Rosen und die ersten Lilien auf die zierlichste Art mit frischem, lebendigem Waldmoos verbunden, und ihre Locken flossen in goldenem Glanze zwischen und unter den Blumen herab auf ihre vollen Schultern. Halb ernst, halb lächelnd trat sie auf Thalbach zu, der sie mit Wohlgefallen betrachtete.

„Papa, laß Dir etwas sagen, ich will heirathen," begann sie. — „Bravo!" sagte Thalbach heiter; „das laß ich mir gefallen!" Und indem er auf die Weise einging, in welcher sie zuweilen zu sprechen pflegte, fuhr er fort: „Und wer ist denn der Glückliche? Ist es der Eichenkönig, der Buchenprinz, vielleicht ein Elfenfürst oder am Ende gar der einfache Waldmeister?" — „Nichts von Prinzen und Meistern und Elfen, es ist ein Mann, den ich heirathen will, ein Menschenkind." — Thalbach erschrak heftig. Tausend verwor-

rene Gedanken flogen mit Blitzesschnelle durch sein Gehirn.

Sie scherzte nicht, wie er anfänglich geglaubt, er kannte sie zu gut, und hörte es jetzt an dem Tone ihrer Stimme. „Großer Gott," dachte er, „wen kann sie meinen? Wen hat sie kennen lernen? Läuft sie darum immer in den Wald? — Wen denn, wen denn?" fragte er endlich mit unsicherer Stimme — „Dich, Papa!"

Auch diesmal sah er wohl, daß sie nicht scherze. Aber eben deshalb wurde es ihm dunkel vor den Augen. Er trat einen Schritt zurück und stützte unwillkürlich die Hand auf einen Tisch. „Mich?" brachte er endlich mühsam hervor, denn die Zunge schien ihm am Gaumen zu kleben. „Mich?" — Er war todtenbleich geworden, Clementine aber purpurroth. Sie war eben ein Weib, wenn gleich aufgewachsen unter Greisen, unter Feen und Elfen. — „Magst Du mich nicht?" fragte sie endlich.

Thalbach sank auf einen Stuhl, aber er streckte die Arme gegen sie aus. Sie flog an seinen Hals, wie sie es vorher unzählige Male gethan, und küßte ihn eben so unbefangen wie immer. — Er hatte sie unwillkürlich umschlungen, aber dann ließ er die Arme sinken, und sie trat zurück. —

„Es gilt also?" fragte sie. — „Allmächtiger Gott! Theures, geliebtes Kind, es geht ja nicht!" versetzte er. — „Es geht nicht?" sagte Clementine, ungläubig lächelnd, „es geht nicht? Ja, warum soll's denn nicht gehen?"

Thalbach hatte sich wenigstens in etwas wieder gesammelt. „Liebe Clementine," sprach er, „sieh, Du bist eben achtzehn Jahre alt und ich bin fünfzig, siehst Du, ich werde — ich bin zu alt für Dich!" — „Zu alt? Zu alt?" Sie lachte herzlich. „Du bist ja der „junge Herr!" Da ist der Johann, der Jäger, die alte Margarethe, die Patres drüben im Kloster, das sind alte Leute. Du, Du hast ja noch nicht einmal graue Haare!" — „Aber Kind, ich werde sie bekommen, während Du noch jung bist. Ich werde ja siebzig Jahre, bis Du noch nicht vierzig." — „Vierzig Jahre, ich? Daran habe ich in meinem Leben noch nicht gedacht; aber warum müssen denn Mann und Frau immer das gleiche Alter haben? Das ist ja ein Unsinn, ich habe ja in einer Menge unserer Bücher gelesen, daß dies nicht immer der Fall."

Thalbach wußte nicht, sollte er die Bücher, die sie gelesen hatte, verwünschen oder segnen. Vor ihm that sich ein Zaubergarten des Glückes auf, dessen Dasein er früher nicht geahnt und in

welchen er sich jetzt nicht zu blicken getraute. Doch beschloß er, so ruhig als möglich mit Clementinen zu sprechen. Er zog sie auf einen Stuhl neben den seinigen und sagte halb ernst, halb lächelnd: „Jetzt sei mir aber einmal vernünftig, mein gutes, liebes Kind. Wie bist denn Du so auf einmal zu der Idee gekommen, zu heirathen?"

Clementine sah ihn ernsthaft an, dann hob sie ihre feine linke Hand und zählte mit der rechten an den Fingern die Gründe ab, welche sie zu ihrem Entschlusse gebracht. Es schien, als habe sie das Alles bereits lange vorher sich überlegt und in's Klare gebracht. „Einmal," sagte sie, „steht in allen Geschichten, welche ich gelesen habe, daß die Mädchen heirathen, wenn sie groß sind. Das thun die Prinzessinnen, die Burgfräulein, die Töchter der unschuldigen Landleute, ja selbst die Feenkinder und Wurzelweibchen, die ihrerseits Alraune und Kobolde heirathen. Freilich giebt's oft vorher Hindernisse und allerlei Spectakel, aber endlich thun sie's doch. — Zweitens mag ich nicht mehr die „Freilin" heißen, sondern will die Burgfrau sein. —" — „Das ist gewiß kein Grund," unterbrach sie Thalbach; „Du bist jetzt gerade so gut wie eine Burgfrau, Du hast ja ohnedies schon längst das ganze Hauswesen unter

Dir und —" — „Laß das Alles gut sein, Papa," fiel sie ihm in's Wort. „Ich habe überlegt, daß es nicht anders sein kann und daß ich Dich heirathen will. Ich könnte Dir noch viele Gründe sagen, aber es ist schon ganz genug —"

„Großer Gott," dachte Thalbach für sich, „was hat sie Alles ausgebrütet, während sie da herumlief wie ein Kind und von der Waldeinsamkeit die Sprache der Bäume lernte! Die mögen ihr schöne Dinge erzählt haben!" — Laut sagte er indessen: „Theures Kind, weißt Du, daß Du den wichtigsten Schritt in Deinem ganzen Leben thun willst?" — Sie nickte. „Ja," versetzte sie. — „Aber hast Du denn um Gottes willen auch überlegt? —" — „Freilich," rief sie, „Alles habe ich überlegt!" — „Nun," erwiederte er mit halb erstickter Stimme, „so laß auch mich überlegen. Heute kein Wort mehr von der Sache, und erst morgen sprechen wir weiter." — Sie nickte wie vorher, küßte ihn und lief hinaus. Er sah sie kurze Zeit darauf in Haus, Hof und Garten unbefangen umhergehen, wie vorher. — Aber er?

Er barg eine Zeit lang sein Gesicht in beiden Händen, dann trat er an's Fenster und blickte mechanisch in den Garten, in den Wald, und

endlich empor zu den Wolken, die langsam dahinzogen und zuletzt verschwanden, ohne daß er ihr Kommen bemerkt oder ihr Davonziehen. Er wollte überlegen, aber er konnte nicht. Er konnte blos träumen. — Auch die Nacht verging ihm schlaflos, ohne daß er zu einem klaren Entschlusse kommen konnte. Zu plötzlich, zu überraschend und unerwartet trat ihm dieser Gedanke entgegen.

Nie hatte er Clementine mit anderen Augen angesehen, als mit denen eines Vaters. So dachte er wenigstens. Jetzt aber kamen Zweifel über ihn, ob das auch wirklich der Fall. Daß er unsäglich erschrocken, als sie ihm eröffnete, daß sie heirathen wolle, ließ sich entschuldigen. Sie konnte ja, weiß Gott, welche verrückte Partie im Sinne haben. Aber warum war er fast ohnmächtig geworden, als sie ihn als den Auserwählten bezeichnete? — Wenn er sich zurückzurufen suchte, was ihn in jenem Moment so ungeheuer ergriffen hatte, so war's fast mehr das Uebermaß eines nie geahnten Glückes, welches ihn zu erdrücken drohte, als die Sorge, ob er auch für Clementine passe. Jetzt freilich stand auch dieses Bedenken riesengroß vor ihm, aber gleichzeitig konnte er sich auch wieder nicht läugnen, daß er Clementine nicht mehr als ein Kind, ja fast nicht

mehr als seine Tochter, sondern als eine vollendete Jungfrau, als ein Weib mit einem Wort anblickte.

Er ärgerte sich gewissermaßen, aber er konnte diese Vorstellung nicht los werden, und wenn er sein Alter gegen das ihrige hielt und sich die allzu große Ungleichheit vor Augen zu stellen suchte, so trat Clementinens Bild dazwischen in tausend verführerischen Gestalten, als Braut, als junge Frau, als Mutter! — Er — er war der letzte seines Stammes! — Wenn ihn rüstige Knaben umspielen würden! Papa! oder Vater! was tausendmal besser klingt! — Er verließ mit dem ersten Grauen des Tages sein Läger und ging in den Wald. „Vielleicht giebt die Waldeinsamkeit auch mir einen Rath!" dachte er. — Und sie gab ihm einen!

Als die Vögel sich zwitschernd von Ast zu Ast ihren Morgengruß zuriefen, als die Millionen von glänzenden, funkelnden Blättern oben im Baumgewölbe sich ebenfalls flüsternd und zitternd begrüßten, als die Thalfee zu seinen Füßen ihren Nebelmantel auf die Waldtiefe breitete, welche ihn dankbar aufnahm mit ihren unzähligen grünenden Spitzen und duftigen Blumenkelchen, und als endlich die Königin des Tages, die emporgestiegene

Sonne, ihren strahlenden Liebesblick ausgoß über diese ganze, zu neuem Leben erwachte Natur, da ward ihm wunderbar wohl zu Muthe, und er fühlte sich frisch und kräftig, und mehr als das: er fühlte sich jung! — Die Waldeinsamkeit hatte gesprochen. „Mit wem kann das Kind glücklicher sein," hatte sie gesagt, „mit wem auf der ganzen weiten Gotteswelt, als mit Dir, mit Dir, der Du sie so unendlich liebst, mehr als Dein Leben, mehr als Alles, Alles auf der Welt?"

Er schritt fröhlich und leichten Sinnes heimwärts. Er war von seiner Unentschlossenheit befreit, er hatte einen festen Entschluß gefaßt, und, was die Hauptsache war, dieser Entschluß stimmte mit seiner Neigung, mit seinen Wünschen. Jetzt durfte er wirklich träumen, er brauchte jetzt nicht mehr zu überlegen und abzuwägen, und diese Träume waren die süßesten von der Welt.

Aber als er die Mauern seines Hauses, eben beleuchtet von den ersten Strahlen der Sonne, in der Ferne zwischen den glatten Buchenstämmen glänzen sah, da stand er plötzlich einen Augenblick still. Es schien ihm etwas in den Sinn gekommen zu sein, und er dachte offenbar nach über eine wichtige Sache. Dann schlug er sich, fast laut aufjubelnd, an die Stirn. „O, ich Thor!"

rief er laut durch den Wald, „ich Thor! Ich mußte sie ja heirathen! Und das fällt mir jetzt erst ein!" Er lief jetzt mehr, als er ging, und hatte bald das Waldschloß erreicht.

Clementinens weißes Gewand schimmerte aus dem Garten herüber, und er eilte freudig dorthin. Sie sprang ihm entgegen. „Warum bist Du denn so früh in den Wald gegangen, Papa?" — „Du weißt ja, ich wollte mir bedenken, überlegen —" er stockte und war fast schüchtern geworden dem Kinde gegenüber, oder vielmehr dem Wesen, welches er noch gestern als ein Kind betrachtet. — „Nun, was hast Du denn bedacht?" — Er blickte sie an, und so freudig und keck er vorhin allein für sich draußen im Walde gewesen, so befangen wurde er jetzt fast wieder. Sie kam ihm einmal vor wie seine eigene Tochter, dann wieder wie eine blühende, üppige, ihm fast unbekannte, fremde Jungfrau.

„Clementine," sagte er endlich, indem er sich zwang, fest und bestimmt zu sprechen, „hast Du Dir's denn auch noch einmal bedacht? Willst Du mich denn wirklich?" — Sie flog ihm an den Hals und küßte ihn zärtlich. — Er zitterte fühlbar, als er hierauf ihren Arm in den seinigen legte und über den Hof auf das Haus zu schritt.

„Papa," sagte Clementine, „Du mußt jetzt mich und hernach Dich selbst segnen, wie das die Väter bei solchen Gelegenheiten immer zu thun pflegen." — Halb lächelnd erwiederte Thalbach: „Das ist eben das Einfältige bei der Geschichte, daß ich Dir und mir selbst immer noch wie ein Papa vorkomme. Wir müssen da einen Ausweg finden," setzte er dann ernsthaft hinzu, „und da wir uns selbst so ohne Weiteres verlobt haben, so werden wir auch hiermit in's Reine kommen." — „Du bleibst doch der Papa, wenn Du auch mein Mann bist," rief Clementine lachend, während er ein Gesicht machte, als wollte ihm das nicht recht gefallen.

Es hatte indessen den Anschein, als wären auch andere Leute Clementinens Ansicht. Denn als sie zu der Pforte kamen, die in's Haus führte, und dort den alten Johann fanden und den Jäger, welcher gerüstet war, seinen Morgengang in den Wald zu machen, rief Clementine den Beiden zu: „Jetzt hört's auf mit der Freilin, jetzt werde ich die gnädige Frau! Der Papa heirathet mich."

Da Clementine stets heiter und guter Dinge war und mit den Hausgenossen allerlei Scherz trieb, so lächelten die beiden Alten freundlich, so

wie man eben den Scherz eines Kindes belächelt. Als aber Thalbach jetzt bei ihnen stehen blieb und ernsthaft, ja offenbar gerührt sagte: „Ja, ihr alten, treuen Diener, es ist so. Mein liebes, gutes Kind da will mich alten Kerl durchaus zum Mann haben. Ich habe nicht Nein gesagt, und wir sind jetzt Brautleute. Ihr dürft es auch den Anderen sagen.“ — Als die Beiden diese offenbar nicht im Scherz gesprochenen Worte hörten, waren sie so verwundert, daß sie kein Wort hervorzubringen im Stande waren. Sie verbeugten sich nur schweigend, und als Thalbach und Clementine in's Haus getreten waren, sahen sie sich wie erstarrt an.

„So Knall und Fall?“ sagte endlich der Jäger, und Johann sprach kopfschüttelnd: „Das ist ja erschrecklich und gar nicht menschenmöglich! Sie ist ja sein ächtes, aufrichtiges, wildes, natürliches Kind!', — „Hm,“ erwiederte der Jäger, „wir waren am Ende doch auf Holzwegen, wenn er sie wirklich heirathet.“ — „Er thut nur so, glaube ich,“ brummte der alte Johann, „damit wir irre werden, und die Brautschaft wird aufhören, wie sie gekommen ist.“

Die zärtliche Liebe, welche Thalbach schon von Anfang an für Clementine gehegt, hatte die

Hausgenossen längst auf den Gedanken gebracht, daß Clementine seine natürliche Tochter. Sie sahen nichts Schlimmes bei der Sache, die ihnen längst als sicher und ausgemacht erschien; aber jetzt ärgerten sie sich, daß man sie nach so langer Zeit hinter's Licht führen wolle. — Die Köchin war derselben Ansicht, obgleich sie — die alte Sabine war vor mehreren Jahren gestorben, — noch nicht so lange im Hause, als die übrigen Diener. Bei sich selbst dachte sie: „Heirathet er die Freilin wirklich — und warum nicht? Die vornehmen Leute dürfen ja alle Spitzbübereien treiben! — so ist das immer besser, als wenn da eine andere Madame in's Haus käme, welche die Eier und die Kartoffeln vorzählt, die Lichtstümpfchen einschließt, in die der Fegeteufel gefahren ist, und welche überhaupt die armen Dienstboten coujonirt und karniffelt nach Noten. Mit der jungen da geht's noch passabel, an die ist man gewöhnt."

Am nächsten Sonntagmorgen kamen die Hofbauern, wie man dort in der Gegend die Landleute nannte, die einzelne Felder oder zusammenhängenden Besitz, Höfe, vom Gutsherrn gepachtet. Sie kamen glückwünschend und brachten kleine Geschenke, Eier, Geflügel, Käse, wohl auch einen mächtigen Brodstollen, alles Das geschmückt, je nach

Art der Gabe, mit hochrothem oder blauem Bande und mit dem duftenden Rosmarin, dieser ächt idyllischen Festpflanze des Landvolks, die dem Städter nicht vornehm genug ist, und welche doch in ihren schlanken, dunkelgrünen Blättern so trefflichen Wohlgeruch birgt — und, für Manchen, so süße Erinnerungen.

Freudig und dankend mit herzlichen Worten nahm Clementine all' diese Dinge in Empfang. „Siehst Du, Papa," sagte sie, als die Leute wieder gegangen, „siehst Du, wie Alles schon anfängt herrlich zu gehen, und wie uns der Segen in's Haus fällt?" — „Ja," erwiederte Thalbach, „und auch ich freue mich herzlich. Aber, höre einmal, Du mußt — Du kannst mich doch für die Folge nicht mehr „Papa" nennen, das klingt ja — sonderbar." — „Ja, Papa, wie soll ich Dich denn heißen?" rief Clementine lachend. „Ich kann Dich doch nicht Thalbach oder gar Paul nennen? Das wäre ja noch toller. Du bleibst immer mein Papa." — Thalbach kratzte sich hinter den Ohren. „Ich glaub's beinahe selbst," sagte er; „aber warte einmal, sage „Vater", so nennen häufig die Frauen ihre Männer. Das ist so ein Uebergang." — „Du bist eben immer am klügsten, Papa!" sagte Clementine; „ja, ich werde Dich

jetzt Vater nennen. Das ist so viel wie Mann und Papa zugleich.“ Sie sagte es wohl, aber hielt es nicht, denn oft genug verfiel sie in das alte, verpönte Wort. —

Thalbach's Bedenken waren gehoben. Wenn auch vielleicht der Unterschied des Alters bisweilen einen trüben Schatten auf sein Glück warf, er war dennoch immerhin glücklich. Und zudem hatte er an jenem Morgen ja sogar einen Vernunftgrund gefunden. Er hatte zu sich selbst gesagt: „Ich mußte sie ja heirathen!“ — Zum Theil und vom hausbackenen Geldpunkte aus hatte er auch nicht vollkommen Unrecht, Thalbach's Besitz war fast gänzlich Lehn, so daß, starb er kinderlos, dasselbe an entfernte Verwandte fiel. Warf ihm aber auch dieser Besitz hinreichend ab zu gemüthlichem Leben, an's Sparen und Geldsammeln hatte er nie gedacht. Weiß Gott, wie das kommt, aber es geht Vielen so! — Starb er aber, so konnte er in Folge dessen Clementinen nur wenig hinterlassen; war sie indessen seine Frau, so ließ sich, selbst bei kinderloser Ehe, mit jenen Verwandten wohl unbedingt ein vortheilhafter Vergleich treffen, und ein reicher Wittwengehalt blieb ihr auf alle Fälle. — Das war also der Grund, warum er sie heirathen „mußte.“ —

Man hatte auf Schloß Thalbach seit jenen Erklärungstagen einige Wochen, wie man zu sagen pflegte, in den Tag hinein gelebt, und Thalbach gestand sich, daß er nie so fröhlich und heiter gewesen, wie eben zu jener Zeit. Aber er bemerkte auch, und das zwar ebenfalls keineswegs zu seinem Mißvergnügen, daß er Clementine von Stunde zu Stunde mehr als Weib zu betrachten begann, und daß das Kind, die Tochter, mehr und mehr in den Hintergrund traten, ja zu Zeiten fast ganz verschwanden. Das aber schuf ihm dennoch Bedenken. —

Als sie ihn daher eines Tages recht herzlich geküßt hatte, schob er sie sanft von sich und sagte: „Heute noch will ich schreiben und die nöthigen Schritte thun, damit wir bald Mann und Frau werden, und morgen wollen wir in's Kloster gehen und die Hochzeit bestellen." — Clementine schlug jubelnd die Hände zusammen. „Das ist prächtig!" rief sie; „ich war seit ewigen Zeiten nicht dort!"

Das Kloster Maria-Buchen lag etwa eine halbe Stunde weit von Schloß Thalbach entfernt auf demselben Thalabhange, und hatte fast dieselbe Umgebung, wie jenes, nur fiel der Berg dort steiler ab, und während hinter den Klostergebäuden die rothen Sandsteinfelsen zwischen Baum und Busch malerische Gruppen bildeten, war der Klo-

stergarten in mehrere und schmälere Terrassen getheilt, als der zu Thalbach. Aber so wie dort umgab der frische Wald das bescheidene einstöckige Klostergebäude mit seinen kleinen viereckigen Fenstern, und so wie dort sah man von jedem Fenster hinaus in das duftige Grün und hörte unten im Thale den Bach mit geschwätziger Eilfertigkeit murmelnd seinen Lauf verfolgen.

Die Bewohner dieses Klosters waren drei einfache, schlichte alte Männer, grau geworden im Dienst der Kirche, welchen sie aber bescheiden darauf beschränkten, ihren Nebenmenschen nützlich zu sein nach ihrer Weise mit Rath und That. Ohne Zweifel waren sie nichts weniger als gelehrte Theologen; aber, selbst entsprossen aus dem Stande der Landleute, wußten sie am besten, wie diesen zu helfen sei in ihren Scrupeln und Kümmernissen, und wenn der Rath, den sie ertheilten, oder der Trost, den sie spendeten, vielleicht nicht selten in derben Ausdrücken gegeben wurde, so drang er deshalb doch zum Herzen. Sie kannten die Denkweise der bei ihnen Hülfesuchenden, sie sprachen ihre Sprache, und da sie guten Willen hatten, so hatten sie auch fast immer guten Erfolg.

Konnte man es diesen, in der Einsamkeit ihres Klosters alt gewordenen Menschenkindern verar-

gen, daß sie fest an die einfache Legende glaubten, welche ihr Asyl entstehen ließ? Kaum, selbst wenn man den frommen Glauben für eine Thorheit hält, oder unter Umständen, wenn man's eben brauchen kann, wohl auch für ein Verbrechen! —

Diese schlichte Legende aber, und wir hörten sie vor vielen Jahren selbst aus dem Munde jener gläubigen Greise, war folgende: In alter, längst vergangener Zeit, als Schloß Thalbach noch nicht bestand, und die jetzt auf der Höhe des Berges und im Walde liegenden Dörfer blos noch aus wenigen Hütten bestanden oder aus einzelnen Gehöften, führte dennoch schon ein Waldpfad herab von der Höhe in's Thal und auf den Fluß zu, an dessen Ufern sich bereits mehr Menschen angesiedelt, dort Ackerbau trieben oder Viehzucht oder auch andere Dinge, und dabei lebten, hofften und starben, wie das noch heute geschieht an allen Orten.

Ein Hirtenknabe, der theils unten im Thale, theils auf den mit Gräsern bewachsenen Blößen des Waldes das Vieh hütete, schnitzte einstmalen ein einfaches Bild der Mutter des Herrn. Die heilige Jungfrau war ihm nicht im Traume erschienen, wie sie bisweilen Künstlern und frommen Leuten diese Gnade zu erzeigen pflegte, auch

hatte er kein besonders gutes Vorbild, denn das Kirchlein unten am Ufer des Flusses, welches er bisweilen besuchen durfte, war spärlich bedacht, und hatte nur geringes, ärmliches Bilderwerk. Dennoch aber war ihm sein Muttergottesbild ganz erträglich gelungen, und da die Jungfrau ihn nicht ihres Anblicks gewürdigt, so half ihm der Glaube und lehrte ihn sein einfaches Hirtenmesser führen.

Als das Bild vollendet war, befestigte er es an einen mächtigen Buchenstamm, an welchem der vorhin erwähnte Waldpfad vorüberführte. Jetzt bezeigten, und das wollte der Hirtenknabe, die Vorübergehenden dem Bilde der Gottesmutter ihre Ehrfurcht, sprachen, ehe sie weiter gingen, ein kurzes Gebet, und es fand sich bald, daß die dort ausgesprochenen Wünsche, waren sie nicht gar zu ungeschickt und unmöglich nach dem vom lieben Gott nun einmal eingerichteten Gange der Welt, erhört wurden und in Erfüllung gingen. Auch Kranke und Preßhafte, welche dort mit wahrer Andacht um Erlösung von ihrer Heimsuchung baten, wurden erhört.

Zugleich aber zeigte sich eine andere sonder- und wunderbare Eigenschaft des Bildes am Buchenbaume. Kein Jude durfte vorübergehen an dem-

selben, ohne eine Art Leibzoll zu zahlen, wie das gebräuchlich an Brücken und Straßen. Nur mußte, statt des zu zahlenden Pfennigs oder Groschens, hier am Buchenbilde der Hebräer ein Kreuz schlagen. Dann konnte er friedlich seines Weges ziehen. That er das aber nicht, so blieb er gebannt an die Stelle, als hätten seine Füße Wurzel geschlagen in den Boden, wie die alten Bäume um ihn her. Einen weiten Umweg zu machen durch den Wald war nicht räthlich wegen allerlei Fährlichkeit in dem fast undurchdringlichen Forste. So zogen denn die Jüdlein, wenn sie des Weges kamen, schon von der Ferne ihre Hüte, nahten sich dem Bilde mit tiefer Reverenz und demüthigem, respectvollem Wesen, und nachdem sie das Kreuz geschlagen, entfernten sie sich mit höflichen Mienen und im Innern bald berstend vor Galle und Bosheit. Merkwürdigerweise sah hier die heilige Jungfrau mehr auf äußerliche Artigkeit, als auf das Herz, sie wird jedoch wohl ihre Gründe gehabt haben, da einmal eine Ausnahme zu machen.

Eines Tages aber kam ein großer und mächtig starker Jude des Weges, welcher vorher schon schwere Eide geschworen, daß er das Kreuzeszeichen nicht machen und dennoch vorübergehen wolle. Als er indeß dicht am Bilde stand und sich gefangen

und festgehalten fühlte von unsichtbaren Banden, wie es auch seinen Glaubensgenossen ergangen, gerieth er in eine maßlose Wuth und stieß unter grauenhaften Flüchen sein Messer in das Herz der Jungfrau. Da drang von den Lippen des Bildes ein dreimaliger, weit durch den Wald hin schallender Wehruf, und aus der durchbohrten Brust floß ein reichlicher Blutstrom. Der Frevler aber mußte ausharren am Bilde und konnte selbst die Hand nicht entfernen von seinem blutigen, noch heute im Herzen der Jungfrau steckenden Messer, fast vergehend vor Grauen und Wuth, bis endlich Christen kamen, die ihn befreiten.

So erzählt die Legende; sie sagt indessen nicht, auf welche Weise diese Befreiung in's Werk gesetzt wurde, und es ist überhaupt von dem „boshaften Juden" nicht ferner die Rede. Gläubige Seelen aber steuerten zusammen; man errichtete ein Kirchlein an der Stelle, wo die Buche gestanden, und nachdem man das wunderbare Bild in dasselbe gesetzt, baute ein Einsiedler an die kleine Capelle seine Hütte und diente der heiligen Mutter, bis endlich nach Jahren die Söhne des Matthäus von Bassi sich dort ansiedelten und so die kleine Waldcapelle zum Kapuzinerkloster wurde.

Das Muttergottesbild steht noch heute in der

bescheidenen Klosterkirche, eben so bescheiden, wie diese selbst, und wirkt diese Repräsentantin der heiligen Mutter auch keine auffälligen Wunder und macht wenig von sich reden, so sagt man doch, daß sie Vielen geholfen aus Wasser- und Feuergefahr oder anderer Fährlichkeit, die sich in der Noth an sie gewendet, und unbedingt hat sie manchem armen, gläubigen Herzen wunderbaren Trost gespendet. — Solches ist die Geschichte der Entstehung des Klosters Maria-Buchen, wie sie noch heute im Munde des Landvolkes der Umgegend lebt, und noch leben wird, — wer weiß, wie lange! —

Clementine hatte, der Form halber, in der Stadt einen Vormund bestellt erhalten, der aber, da sie nicht das mindeste Vermögen besaß, eigentlich wenig oder nichts zu thun hatte mit den Geschäften seiner Mündel. Thalbach sorgte für ihre Bedürfnisse, und jährlich einmal schrieb der Vormund an ihn, erkundigte sich nach dem Befinden seiner Mündel und dankte in ihrem Namen für die väterliche Fürsorge Thalbach's.

Da man, wenn man sich zu verehelichen gedenkt, neben einer Unzahl anderer Dinge, auch noch eine bestimmte Menge von Zeugnissen und Attesten bedarf, so schrieb Thalbach am Morgen

des folgenden Tages an jenen Vormund, ihm zur Erlangung einiger derselben behülflich zu sein, welche eben noch nicht in seinen Händen waren. Dann nahm man die Mittagsmahlzeit ein, und hierauf brach man auf nach dem Kloster. Trotz der Hitze war's dennoch frisch im Walde, und unsere Wanderer schritten heiter und guter Dinge durch die schattigen Waldpfade dahin.

„Ich hoffe," sagte Thalbach, „daß in etwa vierzehn Tagen all' dieses unnöthige Nöthige beisammen sein wird, und drei Tage später gehen wir dann denselben Weg wie heute, zu meinem und, wie ich nichts sehnlicher wünsche, auch zu Deinem Glück." — Clementine pflichtete ihm bei, und nach einer kleinen Weile fuhr er fort: „Vor Winter aber gehen wir noch einmal zur Stadt, damit wir uns doch ein wenig einrichten können, wie's jetzt Mode ist, und damit ich einigen Verwandten und Bekannten meine kleine Frau da vorstellen kann."

„Oh," erwiederte Clementine, „das Einrichten nach der Mode wollen wir sein lassen. Deine „kleine Frau" will lustig in dem Neste sitzen bleiben, in dem Du sie aufgefüttert und großgezogen hast, und hat keine Sehnsucht nach neuen, modischen Dingen. Und dann wegen der Verwandtschaft

und dem Vorstellen, das geht wieder nicht. Ich würde eine schöne Rolle spielen unter den feinen Damen da drinnen in der Stadt! Ich hab's gelesen in mehreren Büchern, wie sie da böse Mäuler haben und sich lustig machen über das Gänschen vom Lande. Nimm Du mich lieber nächstes Frühjahr mit in eine andere fremde Stadt, oder in mehrere. Da sehe ich's ihnen ab, wie sie sich drehen und wenden, und wenn sie nicht wissen, wer ich bin, merken sie's gar nicht, wenn ich anfänglich etwas nicht ganz recht mache. Kann ich Alles, wie es sein soll, dann, in Gottes Namen, zu den Vettern und Basen!" — Thalbach war höchlich erstaunt, sie so bescheiden und vernünftig sprechen zu hören; er sagte ihr das, und unter solchen und ähnlichen Gesprächen erreichte man endlich das Kloster.

Als der dienende Bruder durch das kleine Gitterfenster der Thür Thalbach und seine Begleiterin erkannte, öffnete er eilfertig und führte Beide unter vielen Verbeugungen zum Guardian, welcher sie ebenfalls auf's Freundlichste bewillkommte und in's Refectorium führte.

Wie es allenthalben Sitte ist auf dem Lande, so brachte auch hier alsbald ein anderer Pater auf hölzernen Tellern allerlei Erfrischungen, Früh-

obst, kräftiges Schwarzbrod, Butter und Wein, den Thalbach kostete und „rein und angenehm" fand. Der Guardian aber lächelte und sagte: „Guter gnädiger Herr, Sie sind eben immer scherzhaft aufgelegt! Rein kann der Wein sein, und, wenn es Gottes Wille ist, auch vielleicht gesund, aber angenehm? Du lieber Gott! Er ist ja so grainsauer, daß es beinahe eine Schande, ihn Euer Gnaden vorzusetzen."

Thalbach lachte und versetzte: „Nun, an übertriebener Süßigkeit leidet er gerade nicht, aber, wie ich sage, rein ist er und recht erfrischend." — Der Guardian zog die Schultern. „Eben heute, bei so festlicher Gelegenheit," sprach er, „denn ich rathe bereits, warum unser armes Kloster die Ehre von Euer Gnaden hat, muß unsere Bewirthung so schlecht ausfallen, während unser Bettelsäcklein in Euer Gnaden Schloß immer mit den besten Sachen vollgestopft wird!"

Jetzt sah sich Thalbach nach Clementine um, um sie dem Guardian als seine Braut vorzustellen und die Trauung zu bestellen, welche in der Klosterkirche vor sich gehen sollte. Aber sie war nicht mehr im Refectorium, und er sah sie im Garten von Terrasse zu Terrasse bergabwärts springen, was er ihr als Kind oft verboten hatte, da er es für

gefährlich hielt. — Er rief sie, und jetzt sprang sie die zerfallenen und mit Moos überzogenen Steinstufen flüchtig aufwärts, und stand einige Minuten später im Refectorium. „Ich war nun ewige Zeit nicht hier,“ sagte sie, „und als Kind fast täglich; da wollte ich noch einmal mein altes Vergnügen haben, ehe ich eine Frau werde und ganz ernsthaft sein muß.“

Jetzt besprach man das Nöthige, und nachdem Thalbach versprochen, den Tag und die Stunde der Trauung zu bestimmen, sobald aus der Stadt die nöthigen Papiere gekommen wären, trennte man sich.

„Höre, Clementine,“ sagte Thalbach, nachdem sie ein Stück Weges zusammen gegangen, „mir fällt etwas ein. Der alte Thalmüller brachte uns jüngst, als wir eben nicht im Hause, ein Geschenk. Es ist noch hoch am Tage und bis zur Mühle nur ein halbes Stündchen. Lauf' hin und sage dem Alten ein freundliches Wort, Du bist lange vor Dämmerung wieder zu Hause, und ich will unterdessen dort hinüber auf den Anstand gehen.“ Er zeigte bei diesen Worten auf den Berg, der die andere Thalwand bildete. — Sie stiegen jetzt in Folge dieses Vorschlags abwärts und trennten sich hierauf unten im Thale, indem Clementine

thalaufwärts ging, Thalbach aber den jenseitigen Berg aufwärts kletterte.

Als er eine Zeit lang gestiegen, machte er Halt, um ein wenig auszuruhen, und blickte in's Thal. Da sah er, wie Clementine, anstatt den bequemen, trockenen Fußpfad längs des Baches zu verfolgen, in diesem selbst ihren Weg fortsetzte, indem sie von Stein zu Stein sprang und wohl auch bisweilen in's Wasser treten mußte, wenn eben kein vorstehender Kiesel in erreichbarer Nähe. Er blickte wohlgefällig auf das kindliche Treiben.

„Die nassen Füße," sagte er zu sich selbst, „schaden ihr nicht; es ist keine verzogene Stadtmamsell, die den Schnupfen bekommt, wenn sie auf einen feuchten Strohhalm tritt; aber sie ist immer noch ein braves munteres Kind, trotzdem sie zur vollendeten Jungfrau herangereift." Sein Glück trat ihm recht lebhaft vor Augen, und er kletterte rüstig wie ein Jüngling den ziemlich steilen Abhang aufwärts, sich immer beschäftigend mit den heitersten Bildern. Als er auf der Höhe des Berges angekommen, blieb er stehen und blickte um sich.

Es war eine treffliche Fernsicht. Rechts die Höhen der Berge, Wald, und auf einzelnen lichten Stellen Dörfer und Fruchtfelder um dieselben.

Links das Thal, welches er so eben verlassen. Unter ihm lagen die Dächer des Klosters, und etwas weiter entfernt die seines eigenen Hauses, aus dessen Schornstein ein schwacher Rauch sich emporkräuselte. Er blickte vergnügt dorthin und lauschte auf das Klappern der Thalmühle noch tiefer unten im Buchenthale, denn dort mußte jetzt Clementine bereits angekommen sein, und er konnte sich sein Haus nicht denken ohne den gleichzeitigen Gedanken an sie.

Dann blickte er weiter hinaus über das Thal und in die Ferne. Man sah dort zum Theil die Ufer des Flusses und diesen selbst, sich windend in allerlei Krümmungen durch die grüne Fläche, denn meist bildeten Wiesen den Thalgrund. Dazwischen dann bescheidene Dörfer, wohl auch ein blinkendes, weißes Herrenhaus, und ganz in der Ferne, dort, wo die Berge den Lauf des Flusses bereits wieder verbargen, das Landstädtchen. Hinter diesem aber verschwamm bald das Grün des Waldes in ein duftiges Blau, endlich nur undeutlich geschieden vom Himmelsgewölbe, denn dort begann und zog sich weit hin in die Ferne eine unserer größeren deutschen Waldungen. — Thalbach war lange nicht an dieser Stelle gewesen, und jetzt kam eine heilige Erinnerung über ihn,

eine Erinnerung aus seiner ersten Jugend- oder Kinderzeit, aus diesem süßen Paradiese des reinsten Glaubens.

An einem Abend wie der heutige, so sonnig, so ruhig und so klar, hatte ihn, als er fast noch mehr Kind als Knabe war, sein Vater mit an diese Stelle genommen. Nie vorher war er dort gewesen, ja er hatte überhaupt noch niemals so weit hinausgeblickt in die Welt. Alles erschien ihm dort in unendlicher Größe, und er staunte, daß ihm vorher niemals der Gedanke daran gekommen, wie groß die Welt sei. Das Haus, der Garten, die nächsten Berge, das allein war bisher seine Welt.

Entzückt und verwundert blickte er um sich, seine Augen funkelten, und seine jugendliche Brust hob sich bei all' den Wundern, die ihm da plötzlich entgegentraten. Da fragte ihn sein Vater ruhig: „Weißt Du denn auch, Paul, wer alles das gemacht hat?" — Fast ward sein Erstaunen jetzt noch größer, daß er auch daran noch nicht gedacht hatte. Einen Augenblick blickte er auf zu seinem Vater. Sollte dieser —? Was traut in diesen Jahren ein Kind nicht seinem Vater zu! — Aber nein, — es konnte doch nicht sein, er sah es schon an seinen Augen, daß von jemand Anders

die Rede war. — „Nun, Paul, weißt Du's?“ — „Nein.“ — „Ich will Dir's sagen, das hat Alles Gott gemacht.“ — Da kamen die ersten heiligen Schauer über den Knaben. Gott! Gott! — „Wo ist Gott?“ rief er, und als sein Vater schweigend nach oben zeigte, sank er auf die Kniee und streckte die kleinen Arme aus nach dem Himmel, obgleich ihm Niemand vorher gesagt, daß man knieend Gott verehre. Das war sein erstes Gebet.

Als man ihm später sagte, daß Gott noch weit mehr gemacht, als das, was er dort gesehen, daß er die Sonne geschaffen, die Sterne und den Mond, daß er unendlich weise, gütig und barmherzig sei, da betete er wohl wieder zu jenem Inbegriff aller Liebe nach seiner kindlichen Weise, aber jenes heilige Erbeben kam dennoch nicht über ihn, wie es bei jenem ersten Gebete ihn durchschauerte. — Und dieses ersten Gebets gedachte er jetzt.

Welchen Zauber, welchen unendlichen, oft so reizenden, oft aber auch so wehmüthigen Zauber üben ähnliche Erinnerungen aus auf unser Gemüth! — Thalbach streckte die Arme empor, und während seine Augen feucht wurden, stieg jetzt wieder ein Gebet auf zum Himmel, ein stummes zwar, denn seine Lippen bewegten sich nicht, aber

dennoch ein heißes, inbrünstiges Gebet, in dem er Gott dankte für all' das Glück, welches er ihm gegeben, und für die Fähigkeit, es ganz zu fassen und zu begreifen. — —

Nachdem Clementine noch eine Zeit lang unten im Bache von Kiesel zu Kiesel gehüpft, verließ sie endlich doch ihren nassen Pfad, um sich auf den trockenen, nebenan befindlichen, zu begeben, und bald sah sie die Thalmühle vor sich.

Sie nannte in ihrer Sprache die Mühle stets die grüne, und die Bezeichnung war großentheils wirklich bezeichnend. Stärker hervortretend als an anderen Stellen des Thales, bildeten nämlich ziemlich mächtige Sandsteinfelsen dort einen kleinen Kessel, in dessen Mittelpunkte die Mühle lag, und das von einer Felswand abwärts springende Wasser trieb deren einziges, kunstloses Rad. Aber diese Felswände waren grün, das Dach der Mühle war grün, zwei ihrer Seitenwände, welche mit Holz bekleidet, waren grün, und endlich war auch das Rad grün, welches unbedingt ein Zeichen war, daß dasselbe nicht selten längere Ruhepausen machte, welche dem grünen Moose auf ihm festen Fuß zu fassen gestatteten, das die Felsen, das Dach und die Holzwände der Mühle bedeckte. — Da überdies noch, wo eben nicht Wasser war, der

Boden mit üppigem, tief dunkelgrünem Graswuchse bekleidet und Alles von eben so gefärbten Waldbäumen umstanden war, rechtfertigte sich sicher die Bezeichnung „grüne Mühle."

Clementine schritt leichten und sichern Fußes über das schmale, schlüpfrige und zum Theil ebenfalls mit Moos überzogene Brett, welches über den Mühlbach führte, und wollte eben in die zur Wohnstube des Müllers führende Thür eintreten, als der Müller unter derselben erschien, dort stehen blieb und, wenn gleich mit ersichtlicher Verlegenheit, dennoch dem jungen Mädchen den Eingang verwehren zu wollen schien.

„Na, Jacob," sagte Clementine, „warum pflanzt Ihr Euch hierher? Laßt mich hinein." — „Ach, gnädiges Fräulein Clementine," erwiederte der Müller ängstlich, „ich darf nicht! Das Opfer ist drinnen, und —" — „Was ist drinnen?" rief Clementine in höchster Verwunderung! „Das Opfer? Was für ein Opfer denn?" — „Ach," sagte der Müller weinerlich, „ich habe als deutscher Mann geschworen, daß ich's nicht verrathen will, und jetzt hab' ich's vergessen." — Clementine lachte. „Wenn das ist," rief sie, „brecht Ihr Euern Eid gewiß nicht; aber ich glaube, Ihr seid

ein wenig verrückt geworden, oder Ihr wollt mich foppen!"

Mittlerweile aber hatte sie über die Schulter des Müllers in die Stube geblickt, und es kam ihr vor, als sei im Innern des Zimmers die in eine Nebenkammer führende Thür, welche vorher angelehnt war, ein wenig geöffnet worden, so als lausche Jemand an derselben. — „Vorwärts!" sagte sie jetzt, schob den Müller bei Seite und schlüpfte in die Stube. In dieser befand sich Niemand, und als der Müller jetzt nach ihr ebenfalls eintrat, bemerkte er, wie es schien sehr beruhigt: „Gott sei Dank, er ist durchgebrannt!"

Clementine, welche bisher verstohlen fortwährend nach der Thür geschielt hatte, die sich, wie es ihr vorkam, jetzt wieder ein wenig bewegte, sagte jetzt halb ärgerlich, halb lachend: „Ich glaube, guter Jacob, Ihr habt irgendwo einen Wilddieb oder einen Spitzbuben versteckt; aber stellt Euch nicht so einfältig an, ich werde Euch nicht verrathen." — „Ach," rief der Müller, „Fräulein Clementine, das weiß ich; aber es ist kein eigentlicher Spitzbube, und jetzt ist mir's auch eingefallen, wer es ist; und da Sie's doch schon halb und halb errathen haben, so darf ich es wohl sagen. Es ist das Opfer der Tyrannei." — Ehe

aber Clementine Zeit hatte, ihre Verwunderung auszusprechen oder sich näher zu befragen, öffnete sich die bewußte Thür, und aus derselben trat ein junger Mann, welcher mit anständiger Haltung auf das junge Mädchen zuschritt und sich ehrfurchtsvoll vor ihr verneigte.

Die Kleidung dieses Jünglings, denn er war es fast noch, bestand aus jener uralten deutschen Tracht, welche nebst einigen anderen Dingen im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts von einem Theil unserer studirenden Jugend erfunden wurde, und der knapp anliegende schwarze Rock, der übrigens durch etwas zahlreich angebrachte Schnüre und Troddeln einigermaßen an das Polakenthum erinnerte, kleidete die schlanke Gestalt trefflich. Dabei waren die Gesichtszüge des jungen Mannes nicht uninteressant, und eine dunkle, reiche Lockenfülle wallte über den Nacken herab bis fast auf die Schultern.

„Es ist ein Räuberhauptmann,“ dachte Clementine im ersten Augenblick, da sie mancherlei gelesen hatte von dieser romantischen Zierde größerer Forste und Waldbestände; aber nachdem sich der junge Mann verbeugt, sprach er: „Ja, mein edles Fräulein, dieser wackere Landmann spricht wahr! Ein unglückliches Opfer der Tyran-

nei steht vor Ihnen, flüchtig und gehetzt wie ein Waldthier, durch die schnödeste aller Willküren der gegenwärtigen Machthaber.“ — Während dieser Rede des Fremden war Clementine tief erröthet und gerieth in eine immer mehr wachsende Verlegenheit, deren sie sich wohl bewußt war, ohne sich indessen Rechenschaft über deren Grund geben zu können.

Der alte Jacob, welcher denselben zu errathen glaubte, sagte tröstend zu dem mit Purpur übergossenen Mädchen: „Na, Fräulein Clementine, der Herr wird's nicht übel nehmen, daß Sie ihn für einen wirklichen Spitzbuben gehalten haben.“ — Dieser selbst aber sprach mit Würde: „Die edle Glut auf Ihren Wangen, mein holdes Fräulein, ist mir der sprechendste Beweis Ihrer gerechten Entrüstung über die mir zugefügte schreiende Unbill, und sie bürgt mir zugleich für Ihre Verschwiegenheit.“ — „Mein Herr,“ erwiederte Clementine, sich gewaltsam fassend, wenn gleich immer noch in Verlegenheit, „mein Herr, ich weiß nicht, wer Sie sind, noch was man Ihnen Leides gethan hat, oder warum Sie eigentlich hier sind, aber ich will Alles verschweigen, das heißt — ich will Niemand etwas davon sagen, daß ich Sie hier getroffen habe.“ Dann wendete sie sich zum Müller, dankte demselben mit einfachen, freundli-

chen Worten für die überbrachten Geschenke und schickte sich hierauf wieder zum Gehen an.

Während sie gesprochen, hatte der junge Mann ihren Worten in einer vollkommen malerischen Stellung gelauscht. Er ließ einen Moment lang seine Blicke in der Stube umherschweifen, offenbar um einen etwas erhöhten Gegenstand zu finden, auf welchen er sich stützen könne, und nachdem er einen an die Wand gelehnten Backtrog, in Ermangelung von etwas Anderem, ausgewählt, lehnte er sich leicht an denselben, stützte sein Haupt auf seine Hand, und seine reichen Locken fielen so correct über Hand und Arm, sein Haupt war so richtig vorgebeugt, und seine Rechte barg sich so regelrecht nachlässig im Busen, daß ein halbwege erfahrener Beobachter darauf hätte schwören mögen, es sei nicht das erste Mal, daß der junge Mann also gestanden.

Für den Müller ging der ganze Effect verloren. Er hatte wenig Sinn für plastische Stellungen, war nie in seinem Leben im Theater, und überdies hörte er auf die mit ihm sprechende Clementine. Diese hingegen bemerkte sowohl die Stellung des Fremden, als auch seine mit einem eigenthümlichen Ausdruck auf sie gerichteten Augen, und da ihr aus Büchern bekannt war, daß un-

glückliche oder auch schlechtweg geistreiche Jünglinge bisweilen ähnliche Stellungen anzunehmen pflegen, so fand sie innerliches Wohlgefallen an derselben. Aber vielleicht eben deshalb schickte sie sich rasch zum Aufbruche an, und nachdem sie dem Müller die Hand gereicht und den jungen Mann flüchtig gegrüßt, verschwand sie durch die nach dem Mühlstege führende Thür.

Der Fremde folgte ihr jetzt rasch auf demselben Wege, und obgleich ihm Jacob zurief: „Halt, dageblieben! Laufen Sie dem Fräulein nicht nach!" — so war jener doch bereits an ihrer Seite, und sie schlug, wie es schien, seine Begleitung nicht ab. — „Nachgehen thue ich," sagte Jacob zu sich selbst, indem er in einiger Entfernung folgte; aber nachdem der Fremde Clementine einige Hundert Schritte begleitet hatte, trennte er sich wieder von ihr und kehrte in die Mühle zurück.

Nur flüchtig können wir berichten, was derselbe während dieser Zeit mit Clementine gesprochen. Er hatte ihr gesagt, daß er Johannes heiße, Student sei und für die Freiheit seines Vaterlandes schwärme. Verfolgt deshalb von den Gewalthabern, habe er fliehen müssen, um seine Freiheit, vielleicht selbst sein Leben zu retten. Der alte Jacob in der Mühle, ein unreinlicher, aber

edler Greis habe ihn gastlich aufgenommen und geschworen, ihn nicht zu verrathen, und er bat dann schließlich Clementine, ihm denselben Schwur zu leisten. — Clementine hatte vorher wenig oder nichts von dergleichen Dingen gehört und deshalb kaum eine dunkle Idee von dem, was man politische, oder zu jener Zeit demagogische Umtriebe nannte. Sie fragte deswegen: „Ja, was haben Sie denn aber eigentlich angestellt, weshalb man Sie so entsetzlich verfolgt?" — Der junge Mann setzte ihr nun auseinander, daß ein furchtbarer Druck laste auf allen Gauen Deutschlands, und daß er und seine Freunde sich verbunden hätten, dieses Joch abzuschütteln, deshalb allein verfolgten ihn die „Söldlinge der Tyrannen."

Obgleich das junge Mädchen erstaunt war über die Schandthaten dieser ihr unbekannten Tyrannen draußen in der Welt, während im Buchenthale nicht das Mindeste von ihnen zu spüren, so setzte sie doch keine Zweifel in die Worte des jungen Mannes. Aber mehr Widerstand mußte er erfahren hinsichtlich des Schwurs, seine Anwesenheit in der Mühle zu verschweigen. „Daß es Tyrannen giebt oder gegeben hat," sagte sie, „habe ich oft gelesen, ich wußte jedoch nicht, daß sich solche so nahe bei uns aufhalten und die

Leute so arg plagen. Aber der Vater kann sie gewiß auch nicht leiden, und dem muß ich's sagen, daß ich Sie hier getroffen habe.“ — Als er aber flehentlich bat, nur einige Tage zu schweigen, — morgen vielleicht schon würde sie sprechen dürfen, er erwarte Nachricht, günstige vielleicht, von seinen Freunden, — gab sie endlich nach, legte zitternd ihre Hand in die seinige, und schwur ihm, bis morgen wenigstens zu schweigen.

Sie schied tief bewegt von ihm. Nie vorher hatte sie geschworen oder wenigstens ein so feierliches Versprechen geleistet. Darauf schob sie, bei sich selbst, die Schuld ihrer Erregung, als der junge Mann von ihr gegangen, und sie, bald hastigen Schritts, bald wieder träumerisch und langsam, heimwärts ging. Aber sie hatte auch nie vorher einen jungen Mann gesehen von dem äußeren Anstande und der Bildung, wie solche der Fremde besaß, denn die jungen Bauernbursche, welche bisweilen in's Schloß kamen, waren ihr schon früher tölpelhaft und unbeholfen vorgekommen. Unwillkürlich verglich sie jetzt die Manieren und Redeweisen dieser jungen Bauern mit jenen des Fremden. Sie fand, daß diesem gegenüber die unglücklichen Landbewohner kaum als Menschen zu betrachten, und zugleich erschienen ihr ihr

eigenes Benehmen, die Art, wie sie sich ausgedrückt dem Fremden gegenüber, selbst ihre Bewegungen, ihre Verbeugung linkisch und bäuerisch.

Sie fühlte, wie sie erröthete bei diesem Gedanken. Sie wollte nicht mehr an die Sache denken, und beschleunigte ihre Schritte, aber es gelang ihr kaum, und als sie sich dem Schlosse näherte, fiel ihr plötzlich schwer auf's Herz, daß sie Thalbach all' dies nicht mittheilen dürfe.

Sie hatte nie ein Geheimniß vor ihm gehabt, und jetzt sollte sie diese in ihren Augen höchst wichtige Begebenheit ihm verschweigen. An den Bräutigam dachte sie gar nicht in diesem Augenblick. Thalbach war wieder der „Papa", dem sie bis daher Alles anvertraut, was ihr begegnet. Aber ihr Versprechen, ihr Handschlag! Sie durfte nicht, und das quälte sie unaussprechlich. Sie war eigentlich froh, daß er erst spät zurückkehrte. —

Er hatte lange oben gestanden auf der Höhe des Berges, träumend von seinem Glück, nachdem er Gott gedankt für dasselbe, und ohne daß es ihm vollständig klar wurde, hatte die Ruhe des Abends, die ganze stille Feier, mit welcher der scheidende Tag Abschied nahm von Berg und Thal, sein Glück noch erhöht. Die Dämmerung

war bereits stark hereingebrochen, da stand plötzlich ein Rehbock vor ihm, schußgerecht und kaum auf dreißig Schritte Entfernung. Das schöne Thier hob den schlanken Hals, vorsichtig allenthalben umherspähend, ob Alles auch sicher und geheuer. Aber es sah den Feind nicht, der den Tod bei sich trug und sein sicheres Verderben. Dann senkte es den Kopf und begann sich zu äsen.

Mechanisch und geräuschlos hob Thalbach seine Büchse. Aber im andern Augenblick senkte er sie wieder. Dann klatschte er rasch in die Hände. „Ich will kein Geschöpf tödten, heute, wo ich mein Glück so lebhaft empfunden," dachte er. — Der Bock war mit einem einzigen Satze im Dickicht, aber Thalbach schritt heiter und glücklich auf Umwegen der Heimath zu. Es war ihm so wohl hier draußen, in Gottes freier Natur. — Als er endlich heimgekommen, erzählte er beim Abendbrode Clementinen, wie er dem Rehbock gewissermaßen ihrethalben das Leben geschenkt. „Aber sag' es dem Jäger nicht," setzte er lächelnd hinzu, „der hält mich für verrückt."

Es gab Clementine einen Stich in's Herz, als ihr Thalbach dieses sagte, ohne daß sie eigentlich wußte aus welchem Grunde; aber man begab sich zeitig zur Ruhe, und während Thalbach von einem

goldgelockten Engel träumte, der ihn aufwärts hob in mit unendlicher Seligkeit erfüllte Räume, ängstigten Clementine wilde und verworrene Traumbilder, welche wir nicht näher schildern wollen, schon deshalb nicht, weil wir nie als Jungfrau träumten.

Gleichwohl aber müssen wir sagen, daß, wenn sie mit dem Gedanken an ihr Abenteuer eingeschlafen war, auch beim Erwachen dasselbe lebhaft vor ihr stand.

Aber es kam jetzt noch ein neuer quälender Gedanke hinzu. Der junge Mann hatte ihr gesagt, schon des folgenden Tages vielleicht würden günstige Nachrichten einlaufen, und dann dürfe sie sprechen. Auf welche Weise aber sollte sie erfahren, ob diese Nachrichten eingelaufen. Würde er selbst kommen und sie verkünden? Sie glaubte das nicht recht, und eben so wenig, daß er den alten Jacob senden werde. Sollte sie selbst vielleicht wieder zur Mühle gehen? Aber unter welchem Vorwande, und warum lag ihr überhaupt die Sache so am Herzen?

Aus diesen Zweifeln und Verlegenheiten wurde sie aufgeschreckt durch Thalbach's Ruf, welcher ihr ankündigte, daß der zur Stadt geschickte Bote zurückgekommen sei. Er erbrach hastig die erhal-

tenen Briefe, und legte sie nach kurzem Ueberfliegen ärgerlich wieder von sich. Der Vormund schrieb, daß er einen Theil der gewünschten Zeugnisse in einigen Tagen bereits senden werde, aber mit den übrigen ginge das nicht so schnell, und es könnten Monate vergehen, wohl auch noch längere Zeit, bis sie alle beschafft seien. Dies wäre besonders der Fall mit einigen nöthigen Papieren, die nur in dem Städtchen zu erhalten seien, in welchem Clementinens Vater gestorben; an Ort und Stelle wäre das vielleicht wohl rascher abzumachen, aber ihm, dem Vormunde, sei zur Zeit eine solche Reise unmöglich u. s. w.

Thalbach besann sich einige Augenblicke, dann rief er: „Ich gehe selbst hin. Das ist am besten." Hierauf gab er die nöthigen Befehle, und als ihn Clementine verwundert, ja fast erschrocken fragte: wohin, und warum solche Eile nöthig? denn man rüstete bereits seinen Wagen unten im Hofe, da rief er heiter: „Ich will zum letzten Male den Papa machen, und für mein Kindchen Alles herbeischaffen, was nöthig, damit es heirathen kann, da es doch einmal nicht anders sein soll!"

Für das Erste hatte Clementine jetzt so viel zu thun mit dem Zusammenstellen und Packen der nöthigen Kleidungsstücke, Wäsche und dergleichen,

daß sie kaum Zeit hatte, an ihr Geheimniß zu denken; als aber die Stunde der Abreise da war und Thalbach sie zärtlich in seine Arme schloß und sagte: „Adieu, Du theures, gutes Kind! Halte gut Haus, während ich fort bin, und denke bisweilen ein wenig an mich!" — Da war sie auf dem Punkte, ihm Alles anzuvertrauen. Sie sagte indessen nur: „Wie lange bleibst Du denn aus?"

Es war ja keine Zeit mehr, ihm die lange Geschichte zu erzählen! — Er rief auch nur, indem er in den Wagen sprang: „Acht, vierzehn Tage, drei Wochen vielleicht!" Und dann rollte bereits der Wagen zum Hofthore hinaus, und als er zwischen den Bäumen verschwunden war, ging sie nachdenklich in's Haus zurück. —

Als am Abend vorher Johannes, denn so wollen wir den Fremden von nun an nennen, in die Mühle zurückgekehrt war, sagte der alte Jacob: „Von wegen dem Nachlaufen mit dem gnädigen Fräulein, das thut nicht angehn, schon von dessentwegen, weil sie Braut sein thut." — „Braut?" erwiederte Johannes, „Braut?" — Er warf einen flüchtigen Blick nach dem Backtroge, als wolle er eine melancholische Stellung annehmen, aber er schien zu überlegen, daß dergleichen beim alten

Müller schlecht angebracht sei, und unterließ es; überhaupt sprach er jetzt weniger hochtrabend als vorher, und mithin in etwas vernünftiger, und als der Müller das Abendbrod auf den Tisch stellte, hieb er prosaisch und wacker ein.

Man hatte „gesottene Grundbirn" und dabei einen tüchtigen Laib schwarzes Brod und Butter, was man, auf höherer Stufe der Bildung stehend: „Kartoffel in der Schale und Butterbemmen" nennt, und als Johannes eine hinreichende Anzahl der duftenden Wurzelknollen vertilgt, sprach er zum Müller: „Heute Abend, altes Haus, wird wieder commercirt!" — „Ja," erwiederte dieser, „aber ich kann nicht so schrecklich saufen wie Sie, Sie schütten's maßweis hinunter, es ist Ihnen gegönnt, aber ich, ich bin immer am andern Morgen caput." — Doch aber nahm er einen großen Krug und ging in den Keller, um die zum Commerce nöthige Menge Flüssigkeit herbeizuschaffen.

Johannes holte mittlerweile aus der Nebenkammer eine Pfeife mit farbigen Troddeln, einen Tabaksbeutel und eine ebenfalls farbige Mütze, mit welcher er sein Haupt bedeckte.

Nachdem er seine Pfeife gestopft und den Beutel vor sich auf den Tisch gelegt, betrachtete er diesen längere Zeit mit wehmüthigen, fast schwär-

merischen Blicken, wobei er, ähnlich wie des Nachmittags am Backtroge, sein Haupt mit der Hand gestützt hielt. Dann sprach er: „Höchstens langt der Tabak noch bis morgen früh, und der Teufel mag wissen, was ich nachher rauchen werde. Den des Alten wenigstens — das ist eine blasse Unmöglichkeit!"

Als der Müller kurze Zeit darauf den Krug, mit Landwein gefüllt, auf den Tisch gestellt, Johannes eingeschenkt, und vor Allem einen tiefen Zug gethan hatte, begann die eigentliche Abendunterhaltung, welche Johannes Commerce nannte, und die darin bestand, daß er zuerst dem Müller einen Begriff vom flotten akademischen Leben beizubringen suchte, dann mit ihm trank, rauchte und sang, und endlich, wenn Beide ziemlich benebelt geworden, diverse Thorheiten aufführte.

Der alte Jacob hatte bereits früher vom Studentenleben erzählen gehört, aber diese Nachrichten waren durch den Mund von Jünglingen zu ihm gelangt, welche Söhne von Landleuten und aus der Umgegend, meist Theologie studirten, und für welche das eigentliche Burschenleben eine verpönte Frucht war. Dann und wann nur hörte man von einem derselben irgend eine schwankende Aeußerung, daß auch er flotte Streiche gemacht

auf der Hochschule, die meisten indessen verdammten das wilde Treiben der anderen Studenten. Dennoch war der Müller neugierig geworden, und hatte bisweilen nachgedacht in seiner Einsamkeit über das, was ihm die Theologen erzählt. Da erschien eines schönen Tages der flüchtige Johannes und brachte ihm die reichlichste Kunde von den fabelhaftesten Dingen.

Fast alle Landleute sind gastfrei, wenn man zufrieden mit dem ist, was sie eben leicht beschaffen können, und da überdies Johannes dem Müller versprochen, ihm, wenn die Tyrannen besiegt sein würden, ein flottes Präsent zu verehren, so war es ihm lieb, den jungen Mann, wenn auch auf längere Zeit, bei sich zu haben.

Als man an jenem Abend einige Gläser geleert, sagte der Müller: „Die Tyrannen würden sich schön ärgern thun, wenn sie uns da so vergnügt zusammen trinken sehen würden.“ — „Fidel kneipen heißt's,“ erwiederte Johannes verweisend, „aber: pereant die Tyrannen!“ — „Hoch!“ rief der Müller, anstoßend mit seinem Lehrmeister. Hierauf zählte er die Ausdrücke aus der Studentensprache auf, welche er vom vorigen Abende her im Gedächtnisse behalten hatte, und Johannes

schien zufrieden mit ihm, obgleich einzelne Fehler mit unterliefen.

„Was heißt pauken?“ fragte z. B. Johannes. — Der Müller that, als spucke er in die hohle Hand, und machte hierauf die Bewegung des Zuschlagens. — „Das ist geholzt,“ erwiederte Johannes, „und das thun nur Obscuranten, Knoten und Philister. Der Studio paukt oder geht los, das heißt, er duellirt sich.“ — „Na,“ sagte Jakob, „das kommt endlich auf das Nämliche heraus, es wird nicht viel Unterschied sein. Aber sagen Sie mir einmal, wie kommen denn die Philister aus der biblischen Geschichte zu Euch in die Stadt, und was nennt Ihr überhaupt Philister?“ — „Philister,“ versetzte Johannes, „ist streng genommen jeder, der nicht Student ist.“ — „Da thäte ja ich selbst am Ende ein Philister sein?“ — „Gewissermaßen ja, wenn Ihr es nicht vorzieht, ein Knote zu sein, da das Knotenthum eine Unterabtheilung des Philisterwesens bildet.“ — „Hören Sie,“ sagte jetzt der Müller, sichtlich etwas verstimmt, „K n o t e, das mag ich nicht, das lautet ja, ich weiß selbst nicht warum, ganz dumm.“

Johannes überhörte den Tusch. Der Müller war eigen in solchen Dingen, und selbst den Ausdruck „altes Haus“ hörte er nicht gern, weil er

darin eine Anspielung auf seine etwas baufällige Mühle argwöhnte. Johannes begann daher zu singen:

„Es wohnt ein Müller an jenem Teich,
Du liebe, liebe Seel, du mein einziges Kind, Juchhee!" 2c.

Der Müller vergaß sogleich seinen Groll und stimmte aus voller Brust in dieses reizende Lied ein, das ihm halb und halb auf ihn selbst gedichtet erschien:

„Nicht weit davon ein Edelmann,
Du liebe, liebe Seel, 2c. 2c.
Der hat 'n Knecht, der hieß Johann." 2c.

Bei dieser Stelle versäumte er nie, mit der Spitze seiner Pfeife nach der Gegend von Thalbach zu zeigen: „Der Bediente drüben thut Johann heißen; es trifft Alles ganz natürlich zu." — Den etwas eigenthümlichen und weder auf ihn, noch, wenn man will, überhaupt passenden Schluß des Liedes zog er liberaler Weise nicht weiter in Betracht.

Endlich stand Johannes auf, ging in die Kammer und holte den „Nachestahl." Dieses war ein Dolch, ohne Zweifel gefertigt von der Hand eines Dilettanten, und einigermaßen schief zusammengesetzt aus dem Stahlgriffe eines alten Hofdegens

und einer abgebrochenen Stoßschlägerklinge. Er mußte bei dem allabendlich aufgeführten Landesvater die Stelle eines Schlägers vertreten. — „Lassen Sie den Rachestahl drinnen," rief der Müller, „Sie stechen noch einmal sich, oder am Ende gar mich selbst. Und ein Loch lasse ich auch nicht mehr in meine Kappe bohren. Das hat ja gar keinen Sinn, sich die Kleider zu ruiniren!" — Aber er gab nach, und sang nach kurzer Zeit, merklich „bekneipt" und nicht ohne Anzeichen von Rührung:

„Ich durchbohr' die Mütz' und schwöre,
Halten will ich stets auf Ehre,
Stets, ja stets ein braver Bursche sein!" —

Wie täglich, so auch heute, smollirte hierauf Johannes mit seinem Gastfreunde, dann aber begaben sich Beide zur Ruhe, und nannten sich des andern Morgens regelmäßig wieder Ihr und Sie, so wie auch meist dann Johannes dem etwas katzenjämmerlichen Müller zu versichern pflegte, daß die Verbindung, welcher er angehöre, neben anderen Dingen auch noch den Zweck habe, das Saufen und das Pauken abzuschaffen, und daß man bereits wenigstens so weit gekommen sei, daß kein studirender Jüngling mehr zu diesen beiden Lastern gezwungen würde.

„Dummes Zeug!“ brummte des andern Tages der Müller, als ihn Johannes wieder von diesen bereits gemachten Fortschritten in Kenntniß setzte; „dummes Zeug! Wer nicht mag, läßt's bleiben!“ Und hierauf that er einen tiefen Zug aus dem klaren Mühlbache, während Johannes schwermüthig in dessen hüpfende Wellen blickte und nachsann, woher Tabak nehmen, da der seinige beim gestrigen Commerce alle geworden. —

Während sich diese wichtigen Ereignisse auf der Mühle begaben, hatte sich Thalbach zur Abreise gerüstet, und nachdem er endlich das Schloß verlassen, hatte Clementine wieder Zeit bekommen, über das ihr anvertraute Geheimniß nachzudenken. Sie erwog wieder, daß, im Falle auch günstige Nachrichten für den Flüchtling eingelaufen sein sollten, sie dieselben doch nicht erfahren würde, aus Gründen, die wir schon oben mitgetheilt, und dann verfiel sie in ein dumpfes Brüten. Des Nachmittags erging sie sich im Garten, und immer tiefer steigend, befand sie sich bald auf der letzten Terrasse. Ohne Zweifel zufällig blickte sie jetzt nach dem Schlosse, Niemand sah sie.

Wie in tiefe Gedanken versunken, schritt sie jetzt langsam durch die Pforte des Gartens hinaus in den Wald, und bald befand sie sich auf dem

Wege zur Mühle. Keinenfalls lief sie heute Gefahr, den Schnupfen zu bekommen, denn sie hüpfte nicht, wie gestern, von Stein zu Stein im Bache, sondern schritt sinnend auf dem Pfade zwischen den Erlen dahin. Ging sie einen schlimmen Gang? Sie dachte nicht daran, doch sagte sie sich, daß es ihr heute eigentlich durchaus nicht so nothwendig, zu wissen, ob des Flüchtlings Schicksal sich gebessert habe, da ja doch Thalbach nicht zu Hause und sie ihm ihr Geheimniß nicht mittheilen könne. Aber sie ging dennoch immer weiter.

Fast schien es, als wollten alte Bekannte, ihre Freunde und Gespielen von der Waldeinsamkeit her, sie warnen, abhalten. Im Eichenholze drüben jenseit des Thales schrie plötzlich, laut kreischend, ein Häher auf. Sie machen es häufig so, die braun und blau uniformirten Gesellen; aber nicht selten klingt dieser Schrei, als sei ein plötzliches Unglück geschehen im Walde, oder als gälte es, ein solches zu verhüten. Aber sie erschrak nicht. — Im Buchenholze klopfte ein Buntspecht. Weithin schallte klingend dieses Klopfen. Vielleicht wollte er rufen: klopf' an dein Herz, klopf' an dein Herz! Aber sie verstand ihn nicht. — Sie hörte auch nicht, daß der Bach sie murmelnd an die Zeiten ihrer Kindheit und ersten Jugend erin=

nern wollte, und daß die alten Buchen ihr von der Zeit erzählten, wo sie nicht sprechen wollte unter ihrem grünen Dache und zwischen ihren schlanken Stammsäulen, wo das Waldesdunkel eine heilige Kirche war für das Kind. — Sie sprach auch jetzt nicht, aber sie schritt vorwärts.

Dann huschten die Eidechsen an ihr vorüber, an den Stellen des Weges, wo die Sonne das Erlengebüsch durchdrang. Sie ließen buhlend ihre goldgrünen Rücken in den Sonnenstrahlen spielen und riefen: „Lauf' uns nach, wie früher, fang' uns, fang' uns!" — Aber sie fand heute die zierlichen Thierchen nicht so verlockend wie sonst, und schritt vorüber. — Am Ufer des Baches wand sich die bläulich schimmernde Ringelnatter aus einem duftenden Melissenbusche. „Denk' an's Paradies, das Du verlassen willst, und an meine schlimme Schwester," sagte sie verständig, denn die Schlangen sind bekanntlich klug. — Das Mädchen brach einen Erlenzweig vom Gebüsche und verscheuchte die Warnerin.

Aber horch! Vom Buchenkloster rief jetzt die Glocke durch den Wald: „Bim, bum, kehr' um!" — Clementine stand still, es däuchte ihr wirklich, als rief die Glocke: „kehr' um, kehr' um!" — Freilich, freilich! Die Glocken sprechen wirklich bis-

weilen, sie singen und erzählen ganze Geschichten, besonders des Nachts, oder wenn ihre Klänge durch die stille Einsamkeit erzittern und dann anschlagen an ein krankes Menschenherz.

Sie legte die Hand an die Stirn und schien sich zu besinnen. Aber durch ihre nicht festgeschlossenen Finger hindurch sah sie jetzt etwas funkeln und blitzen. Es war die goldgestickte Mütze des Johannes. — Daß sie ihn gesucht hatte, war kein Zweifel. Sie hatte sich das selbst wohl nicht verhehlt. Doch erschrak sie jetzt heftig und war auf dem Punkte, die Flucht zu ergreifen; aber während ihre Füße, wie in den Boden gewurzelt, ihr den Dienst versagten, trat der junge Mann rasch einige Schritte zurück, nahm einen Anlauf, und sprang mit einem mächtigen Satze über den Bach. Einige Augenblicke später stand er vor der zitternden Jungfrau.

Zuerst verbeugte er sich ehrfurchtsvoll vor der „Huldin", wie er sagte, und dann belogen sie sich gegenseitig, indem er ihr versicherte, daß er zwecklos thalabwärts geschlendert sei, und sie ihm erzählte, daß sie Waldblumen gesucht habe. Daß sie nicht eine einzige gefunden hatte trotz des reichen Flors, schien ihm nicht aufzufallen. — Nachher aber kamen sie der Wahrheit näher. Sie

fragte, ob Nachricht angekommen sei, seine Sicherheit betreffend, was er verneinte, aber seine Hoffnung auf die nächsten Tage stellte; dann erzählte sie ihm, daß ihr Vater und Bräutigam abgereist sei, worüber er nur mühsam seine Freude zu verbergen vermochte. Ihr eigentliches Verhältniß zu Thalbach hatte ihm der Müller bereits erzählt, aber er hatte es falsch aufgefaßt und sie sich als eine von einem tyrannischen Vormunde gezwungene Mündel gedacht. Jetzt sah er freilich wohl das Gegentheil, obgleich ihm ihr Handeln und Wünschen nicht vollständig klar war. Im Ganzen aber sprach er heute um Vieles vernünftiger, als des Tags vorher, gleichwohl lief noch allerlei phantastisches Zeug mitunter. Sie lauschte indessen seinen Worten begierig und schämte sich, daß sie dem erfahrenen und weltkundigen Mann gegenüber, denn als solcher erschien er ihr, so wenig zu berichten habe.

So war man unverhofft schnell an eine Stelle des Pfades gekommen, von welcher aus bereits die Mauern der untersten Terrasse des Schloßgartens durchschimmerten. Johannes erklärte, daß er nicht weiter gehen dürfe, aber seine Begleiterin ließ sich bewegen, ihm wieder rückwärts ein Stückchen das Geleit zu geben, und daß er

seinerseits sie dann wieder begleitete, versteht sich von selbst. Vielleicht liegt es eben so nahe, zu errathen, daß Clementine, ehe man sich trennte, versprach, des folgenden Tages an derselben Stelle nachzufragen, ob gute Nachricht gekommen sei.

Als sie bergan stieg, um das Schloß zu erreichen, schien ihr die Brust springen zu wollen. Einige Tage vorher war sie, flüchtig wie ein Reh, dieselben Stufen aufwärts gesprungen. Sie seufzte tief auf, als sie ihr Zimmer erreicht hatte, und war träumerisch und in sich versunken, bis sie am Abend ihr Lager suchte. Der alte Johann sprach aber für sich: „Ich war doch ein Esel, und die Freilin ist in den Herrn verliebt bis über die Ohren, und nächstens ist die Hochzeit!" — Es ist merkwürdig, was alte Leute bisweilen für einen Scharfblick besitzen! —

Nachdem Johannes des Abends wie gewöhnlich beim Schlusse des Commerce mit dem Müller smollirt hatte, sagte er nach der obligaten zärtlichen Umarmung: „Fuchs, Du mußt mir einen Gulden pumpen und morgen eine Spritze in's Städtchen machen, Tabak zu kaufen und nach Briefen zu sehen." — „Sprechen Sie mit mir?" erwiederte der Müller, welcher bereits die Ausdrucks-

weise des andern Morgens annahm. „Fuchs? Spritzen machen? Pumpen? Was thun das für Narrheiten sein?“ In der That aber hatte er das Wort „pumpen“ sehr gut verstanden, da ihm Johannes bereits mancherlei von dieser, der studirenden Jugend so unentbehrlichen Kunst gesprochen hatte. Aber er trug keine Lust zu baaren Auslagen. — Johannes aber wußte seine Bedenklichkeiten zu zerstreuen, und des andern Tages, sogleich nach dem Mittagsmahle, trollte der alte Jacob durch das Thal nach dem Flusse zu, auf dessen jenseitigem Ufer das Städtchen lag.

Das Opfer der Tyrannei hatte einen doppelten Vortheil errungen. Einmal traute er dem Alten nicht, seines verabredeten Spazierganges mit Clementinen wegen, im Thale so nahe an der Mühle. Dann, Tabak! Er hatte gestern praktisch die Erfahrung gemacht: des Müllers Tabak war wirklich nicht zu rauchen! — —

Als die beiden jungen Leute sich verabredetermaßen wiedersahen, fragte Clementine sogleich nach den Nachrichten aus der Stadt, worauf ihr Johannes erwiederte, daß der alte Jacob auf Kundschaft gesendet worden sei; dann aber sprach man von anderen Dingen, und als man sich trennte, erschien es bereits als gar keinem Zweifel unter-

liegend, daß man sich morgen wiedersehen würde. Indessen bezeichnete Clementine einen andern Ort zur Zusammenkunft, da der Thalweg dennoch dann und wann von Landleuten begangen wurde, und auch der Müller gefährlich erschien. Die von Clementine zur Zusammenkunft bestimmte Stelle war ein oberhalb des Klosters gelegener Buchenschlag, hochstämmig, nur selten von Jemand besucht, und zugleich konnte Johannes denselben kaum verfehlen, da man schon vom Thale aus die hervorragenden Stämme bemerkte. — Das war ganz trefflich. Weniger trefflich aber war es, daß Clementine jetzt nicht mehr nur ein Geheimniß des jungen Mannes zu verwahren hatte, sondern daß sie bereits mehrere mit demselben theilte. —

Nach acht weiteren Tagen hatte sie ihm keins mehr zu verbergen. Sie liebte ihn mit aller Leidenschaft einer ersten Liebe, denn wir dürfen diese Liebe wohl so bezeichnen, und wenn gleich, wie man zu sagen pflegt, in allen Ehren, dennoch rücksichtslos, denn sie dachte kaum mehr an Thalbach, es sei denn vielleicht in ihren Träumen, in welchen sich sein und Johannes' Bild auf abenteuerliche Weise verschmolz. —

Wer wirft den ersten Stein auf das junge Mädchen? — Nie in ihrem Leben, oder doch we-

nigstens nur auf ganz kurze Zeit, hatte sie mit jungen Männern Umgang gehabt, und dann war sie, aller weiblichen Stütze und Erziehung baar, vielleicht — es sei uns der Ausdruck gestattet — eben deshalb zu sehr Weib geworden. —

Ein Brief von Thalbach, welcher zu dieser Zeit einlief, riß sie aus ihrem Taumel, und nach der kurzen Liebesfreude begann jetzt bereits ihr Kummer und ihr Schmerz. Thalbach's Brief, neben väterlicher Treue und Fürsorge voll von reiner Zuneigung und Liebe, öffnete ihr gewissermaßen die Augen, theilweise wenigstens, und sie sah sich in ein Meer von Noth und Sorge, von Zwiespalt und Zweifel gestürzt. Eben durch die rasch entstandene Liebe zu Johannes war ihr das Verhältniß zu Thalbach jetzt eigentlich erst klar geworden, aber mit alledem — was beginnen? —

Sie durchweinte die Nacht, und als am andern Morgen die Hausgenossen ihre rothen Augen sahen, fanden sie in denselben eine neue Bestätigung des Urtheils des alten Johann: „Die Freilin ist in den Herrn verliebt bis über die Ohren, und jetzunder weint sie, weil er geschrieben, daß er noch eine Weile draußen bleibt!" — Er hatte das wirklich geschrieben; aber Clementine lief des Nachmittags in ihren Buchenwald, gab Johannes

das Schreiben Thalbach's, und schüttete all' ihren Gram in sein Herz aus.

Johannes blieb ruhig und bewahrte vollkommen seine männliche Würde. „Ich trete hin vor Deinen Vormund," sprach er, „und verlange Dich von ihm. Er kann mir Deine Hand nicht verweigern. Die alten aristokratischen Standesvorurtheile, welche noch nicht gefallen sind, werden nächstens zusammenstürzen. Dafür bürge Dir mein Wort. Und übrigens, auch ich bin von Familie! Ich heiße von Toser!" — Clementine hatte bis jetzt noch niemals nach dem Familiennamen ihres Freundes gefragt, einfach aus dem Grunde, weil ihr „Johannes" vollkommen genügte. Sie hörte auch jetzt kaum auf diese seine Eröffnung, sondern warf sich schluchzend an seine Brust und rief mit halb erstickter Stimme: „O mein Gott, mein Gott! Wie wird er sich grämen! Er liebt mich so sehr, und ich — ach, ich kann nicht leben ohne Dich!" Hierauf sagte sie ihm, daß sie entschlossen sei, Thalbach Alles mitzutheilen, und daß sie noch heute, des Abends, an denselben schreiben wolle. — „Man muß nichts übereilen," antwortete Johannes.

Hierauf erhielt er von ihr die Zusicherung, daß sie wenigstens nicht vor morgen sich Thalbach an-

vertrauen wolle. Man trennte sich hierauf früher als gewöhnlich, denn es ist fast besser, wenn vielleicht auch nicht viel angenehmer, wenn zwei Liebende sich in gegenseitigen Thränen auflösen, als wenn blos der eine Theil in solcher Auflösung begriffen ist, während der andere tröstend und rathend auftreten soll.

Johannes stopfte sich sogleich nach dem Abschiede von Clementine seine Pfeife und begab sich auf Umwegen zur Mühle zurück. „Auch ich," sagte er, „mächtige Rauchwolken von sich blasend, „auch ich liebe das nette Kind unaussprechlich. Wir werden auf einer ihrer anderen Besitzungen ein äußerst glückliches Leben führen, denn hier, beim Alten dort drüben, mag ich nicht bleiben. Aber wer hätte gedacht, daß mir in diesen alt-ehrwürdigen Waldungen ein solches „Schwein" begegnen würde!" — Um Irrungen zu vermeiden, und vorzugsweise um unsere schönen Leserinnen zu beruhigen, welche nicht in einer Universitätsstadt erblüht sind, müssen wir bemerken, daß in der Studentensprache „Schwein" Glück bedeutet.

Des Abends befragte Johannes den Müller um verschiedene Verhältnisse der Umgegend, und sagte dann: „Die Thalbachs sind wohl reich?" — „Reich!" rief dieser, „reich! Die wissen gar

nicht, wie reich sie sind, und müssen ihr Geld mit Scheffeln messen!" — Der alte Jacob war einmal stärker angetrunken als gewöhnlich, und dann, — die Leute im Thale hielten gute Nachbarschaft, — er wollte die Thalbachs „herausbeißen," wie Johannes häufig zu sagen pflegte.

Des andern Tages bestand Clementine anfänglich bestimmt darauf, an Thalbach zu schreiben und, wie sie schon gestern beabsichtigte, ihm Alles zu eröffnen. — Statt dessen schlug ihr Johannes vor, sie zu entführen. Aber Clementine wies diesen Vorschlag entschieden zurück, obgleich sie mancherlei gelesen hatte von solchen romantischen Fällen. Sie stellte sich Thalbach's Kummer vor, an etwas Anderes dachte sie nicht; aber dies Eine genügte, fest zu bleiben. — „Liebst Du mich nicht?" sagte er. — „Ach, unendlich, unendlich, aber ich liebe auch den Vater!" — Dann schlug sie ihm vor, in's Kloster zu gehen und sich mit dem alten Guardian zu besprechen, denn sie hatte ein instinctartiges Bedürfniß nach dem Rathe eines älteren Mannes, der ihr Trost bringen, ihre Zweifel heben sollte.

Wie leicht zu denken, verwarf Johannes diesen Vorschlag; als er aber von heuchlerischen Pfaffen sprach, mit welchen er nichts zu thun haben wolle,

fühlte sie sich zum ersten Mal gekränkt durch ihn, und sie wären fast in Unfrieden geschieden; doch erlangte er einen Aufschub von drei Tagen von ihr, binnen welcher Frist sie nichts zu unternehmen versprach. Von den Nachrichten aus der Stadt, welche er erwartete, war nicht mehr die Rede, und er selbst sagte ihr nicht, daß er in der That ein Schreiben erhalten hatte, welches ihm die Rückkehr ermöglichte.

Am folgenden Tage gegen Mittag ging ein Gewitter über die Berge. Der alte Jacob stellte sein Rad höher und hob den Steg ab, der über den Mühlbach führte. Auch schaffte er einiges Holz in die Mühle, einen Zuber, eine Schnitzbank und andere Geräthschaften, welche im Freien gestanden hatten, und Johannes, welcher ihm vom Fenster aus eine Zeit lang zugesehen hatte, sagte endlich lachend: „Auf Cerevis, alter Schwede, Ihr verschanzt Euch ja vollkommen, als ob wir eine Belagerung auszuhalten hätten!" — „Cerevis hin oder her," erwiederte der Alte, „es wird gleich losgehen, und dann hat die Pläsirlichkeit ein Ende." — Es ging wirklich los.

Als Johannes aufwärts blickte, erschrak er fast. Die schwarzen Wetterwolken waren so rasch herangezogen, daß er ihr Nahen kaum bemerkt

hatte. Aber sie schienen oben im Walde die Kronen der Bäume zu streifen, während es unten im Thale fast Nacht wurde. Der Donner, welcher bisher nur leise gerollt hatte, begann jetzt furchtbar zu brüllen, so daß es Johannes erschien, als müsse bei jedem Schlage die alte Mühle zusammenstürzen, wenn sie es nicht vorzöge, von den Blitzen in Brand gesteckt zu werden, welche nicht allein oben auf den Bergen, sondern auch unten im Thal und selbst in seiner nächsten Nähe sich häuslich niedergelassen zu haben schienen, denn Alles ringsum schien in schwefelgelbe Flammen gehüllt.

„Herr Gott," sagte er, indem er vom Fenster zurücktrat, „das ist ja ein ungeheures Wetter!" — „Es wird gleich losgehen," erwiederte Jacob, welcher den Kopf zum Fenster hinaussteckte und aufwärts blickte. — Johannes gab keine Antwort, aber er dachte bei sich, daß, wenn das, was bereits da war, erst der Anfang sei, sie Beide ohne Zweifel das Ende nicht erleben würden.

„Jetzo!" rief der Müller, und in diesem Augenblick begann ein wolkenbruchartiger Regen vom Himmel zu stürzen, wie der junge Mann sich nicht erinnerte, jemals einen ähnlichen gesehen zu haben. Der Müller schloß rasch das Fenster, und

durch die trüben Scheiben desselben sah Johannes, wie bereits nach einigen Minuten Gießbäche von den Bergwänden stürzten an Stellen, welche früher keine Spur von Wasser gezeigt, und wie in eben so kurzer Zeit der bescheidene Mühlbach zu einem kleinen Flusse geworden zu sein schien. Dann sah man nichts mehr, denn die sich vom Himmel ergießenden Fluthen versperrten alle weitere Aussicht. Aber man hörte jetzt plötzlich ein kollerndes, polterndes Geräusch, welches immer stärker wurde und den Donner ersetzen zu wollen schien, der schon, in etwas längeren Pausen, die grüne Mühle erzittern ließ.

„Was ist denn das für ein entsetzliches Lärmen?" fragte Johannes. — „Die Steiner!" war die lakonische Antwort. — „So, so, die Steiner!" sagte Johannes. Er wußte nicht recht, was der Müller meinte, aber er wollte nicht weiter fragen, theils weil der Alte mürrisch schien, theils um vielleicht nicht den Anschein von Aengstlichkeit auf sich zu laden. Als er aber jetzt einen Blick nach außen warf, fand er das Wasser des Mühlbachs so gestiegen, daß er ernstliche Befürchtungen zu hegen begann. Er sagte deshalb: „Ich glaube, am Ende ersaufen wir." — „Nein!" war die Antwort.

Offenbar liebte der alte Jacob nicht, bei ähnlichen Gelegenheiten viel zu sprechen. Johannes schwieg daher ebenfalls. Nachdem aber der Regen in so weit nachgelassen hatte, daß ein weiterer Blick in's Thal gestattet war, sah er zu seinem Aerger, daß dasselbe einem See glich, und für heute wenigstens an eine Zusammenkunft mit Clementine nicht zu denken war.

Er fing an sich ziemlich zu langweilen. Zwar führte er in seinem leichten Ränzchen seinen Horaz bei sich, allein er pflegte nie in demselben zu lesen, und hatte den würdigen Classiker eigentlich nur aus alter Malice vom Gymnasium her zu den Strapazen dieser Reise gezwungen. In der Mühle selbst befand sich als Repräsentant sämmtlicher Literatur einfach ein Kalender, aber ohne „Geschichten", und am Schluß nur mit einigen ökonomischen Regeln und Recepten für's Vieh versehen. — „Es ist ein Hundeleben!" dachte Johannes, und begann nebenher noch einigermaßen zu frieren, da es rasch kühl, ja fast kalt geworden, und sich das Gewitter zwar entfernt hatte, aber der Regen geblieben war.

Endlich wurde es dennoch Abend, und nachdem der noch immer schweigsame Müller das Abendbrod aufgestellt, äußerte Johannes, daß er

sich heute ganz absonderlich auf das Kneipen und den Commerce freue. — „Schnecken!“ erwiederte der alte Jacob, und als sich Johannes um die Bedeutung dieser ihm vollkommen unbekannten Redensart erkundigte, erfuhr er zu seinem Schrecken, daß dieselbe negativer Art sei und die Unmöglichkeit ausdrücke, des Wassers halber in den Keller zu gelangen. — Frierend kroch der doppelt unglückliche Jüngling in die Federn und wurde am andern Morgen durch das Plätschern des Regens erweckt, welcher, wie es schien, zum Landregen werden wollte.

Heute erfuhr indessen Johannes die Ursache des polternden Lärmens von gestern; denn obgleich der Bach noch immer die halbe Breite des Thales einnahm, fand er dennoch bereits am Morgen den Müller beschäftigt, eine Menge größerer und kleinerer Kiesel- und Sandsteingeschiebe aus seinem Wasser zu schaufeln. Das waren die „Steiner“, von welchen der Alte gestern gesprochen, die der angeschwollene Bach als unwillkommene Gäste herbeigeschwemmt, und welche nicht selten dem Mühlwerk verhältnißmäßig beträchtlichen Schaden zufügten. Im Uebrigen regnete es bis Abend, war dabei empfindlich kalt geworden, und da auch der Keller noch immer unzugänglich blieb, so ge-

stand sich Johannes des Abends, daß er noch nie einen nichtswürdigeren Tag verlebt.

Der Morgen des nächsten Tages brach etwas tröstlicher an. Gegen Mittag blickte bisweilen, wenn gleich stets noch schüchtern und verstohlen, die Sonne in's Thal, und obgleich noch allenthalben Wasser stand, so machte sich Johannes dennoch Nachmittags auf, um zu den hohen Buchen zu steigen, obgleich er kaum hoffen durfte, Clementine dort zu treffen. Aber sie war bereits auf dem Platze, wenn gleich durchnäßt, da Busch und Baum im Walde noch reichlich mit Wasser bedeckt waren und bei jedem Windstoße tropften.

Sie war bleich geworden in diesen beiden Tagen, in welchen sie Johannes nicht gesehen hatte, und sah sichtlich abgehärmt aus. Sie gestand ihm dies auch und sagte, daß das schlimme Wetter sie noch trüber gestimmt. Es habe eine unerklärliche Angst sich ihrer bemächtigt, und neben der Sehnsucht, welche sie gehabt, ihn zu sehen, seien schwere Zweifel in ihr entstanden, ob sie bisher auch recht gehandelt, ihm diese Zusammenkünfte zu gestatten; ja sie habe sich bereits bittere Vorwürfe hierüber gemacht. Dann sagte sie ihm, daß sie unbedingt heute an Thalbach schreiben und ihm Alles mit-

theilen werde, was geschehen sei; sie wolle ihn um seine Verzeihung bitten und um seinen Rath.

„Er wird Dir rathen, mich laufen zu lassen,“ sagte Johannes ziemlich prosaisch, „und dann, ich weiß eigentlich gar nicht, warum Du überhaupt um Rath fragen willst. Daß wir uns lieben und uns heirathen wollen, ist eine ausgemachte Sache; was soll er denn eigentlich noch rathen?“ — Clementine schüttelte schweigend das Haupt. Hierauf erwiederte sie: „Er wird rathen, was das Beste ist, denn er ist klug und edel, und,“ setzte sie hinzu, während sie in Thränen ausbrach, „er liebt mich!“ Dann aber warf sie sich in Johannes' Arme und rief leidenschaftlich: „Und dennoch bin ich Dein auf ewig, es mag kommen und hereinbrechen über uns, was da will!“

Die Liebenden trennten sich früher als gewöhnlich, denn Clementine wollte bei den Leuten im Hause keinen Verdacht erregen, da ein allzu langer Aufenthalt im feuchten Walde offenbar auffallend gewesen wäre. Vorher aber sagte sie zu Johannes: „Jetzt nehme ich Abschied von Dir auf einige Tage, denn ich muß die Antwort Thalbach's abwarten, ehe ich Dich wieder sehen darf. Das hab' ich mir geschworen. Dann aber theile ich Dir mit, was er geschrieben. Hoffen wir das Beste

und bleiben wir uns treu auf ewig!" — Sie entschlüpfte ihm und eilte davon.

Johannes schien einigermaßen unwirsch geworden. „Der alte Philister," sagte er brummend, indem er heimwärts ging, „wird einen schönen Skandal aufschlagen! Es ist ganz einfältig, daß sie durchaus schreiben will, indeß so sind sie Alle, halb eigensinnig, halb sentimental! Aber ich werde vor ihn treten und sprechen zu ihm als Mann zu dem Manne, frisch und frei!"

Als Clementine nach Hause gekommen, begann sie an Thalbach zu schreiben, einen langen, langen Brief, in welchem sie Alles schilderte, was sich begeben, und ihn um Rath und Hülfe fragte in der Noth; denn obgleich sie unverhohlen von dem Glück sprach, das sie in der Liebe zu Johannes gefunden, so verhehlte sie dennoch wieder nicht, wie sie Zweifel, ja Angst schreckten und quälten. — Als sie ihren Brief überlesen, fand sie ihn unklar und verwirrt, und vor Allem nur den kleinsten Theil der Gefühle ausdrückend, die sie bestürmten. Aber sie schrieb nicht auf's Neue. „Er weiß schon, wie ich's meine," sagte sie, und am andern Morgen gab sie dem zur Stadt gehenden Boten ihr Schreiben mit.

Wir unterlassen, nur einigermaßen ausführlich

zu schildern, was Thalbach empfand, aber — vielleicht ist es sonderbar — er machte sich zuerst Vorwürfe, daß er während dieser ganzen Zeit nur einmal an Clementine geschrieben hatte. „Es wäre doch vielleicht anders gekommen, hätte sie öfters Nachricht von mir erhalten," sagte er sich. — Dann freilich kam bitteres Weh, selbst Groll über ihn, aber er sagte sich, wie es vielleicht besser sei, daß es so gekommen, und er erinnerte sich, daß er nicht Bräutigam allein sei, sondern auch Vaterpflichten habe. — Ob Thränen in seine Augen kamen — wer weiß das? Wer zählt die einsam geweinten? Wer kennt die Herzenswunden von Tausenden, mit welchen wir verkehrten, die wir für rauh hielten und hart, für heiter und frivol, und die dennoch bitteres Weh im weichen Herzen trugen? —

An den jungen Mann, der ihm sein Glück geraubt, dachte Thalbach anfänglich fast gar nicht, und auch später konnte er sich kaum ein Bild von ihm schaffen. Clementine hatte über denselben einen gewissen poetischen Zauber ausgegossen, welchen er mit ihrer übrigen Schilderung von ihm nicht vereinigen konnte. Aber vor Allem fiel ihm auf, daß sie eine Andere geworden schien in dieser kurzen Zeit. Das Kind war verschwunden, die-

sen Brief hatte eine Jungfrau geschrieben. Er fand ihn viel klarer, viel zusammenhängender als sie selbst. „Ihre erste Liebe hat sie merkwürdig verändert," sprach er. Ihre erste! Er lächelte bitter.

Am andern Morgen schrieb er einige wenige Zeilen an Clementine und sendete sie mit einem Expressen. Diese Zeilen lauteten: „Sei nur ruhig, böses, liebes Kind, und gräme Dich nicht. Mag Dich lieben, wer da will, Dein bester und treuster Freund bin doch immer ich. Darum sei nur ruhig. Es soll schon Alles gut werden. Das versichert Dir

Dein alter Papa Thalbach."

„P. S. Einige Stunden nach diesem Briefe komme ich selbst. Ich schickte nur den Expressen, damit Du Dich nicht länger härmst." —

Clementine benetzte dieses Schreiben mit reichlichen Thränen. Sie hatte Alles verstanden. Thalbach hatte recht, aus dem Kinde war ein Weib geworden. —

Als nach einigen Stunden der Erwartete wirklich kam, sank sie, nachdem sie ihn auf sein Zimmer begleitet hatte, vor ihm auf die Knie. „Hilf mir!" rief sie schluchzend. — Trotz aller innerlichen Erregung und trotz der Gewalt, welche er

sich anthun mußte, diese Erregung zu verbergen, mußte Thalbach doch lächeln. Er sollte ihr helfen! Aber von was, zu was?

„Setze Dich zu mir, Du armes Kind, und erzähle mir Alles; glaube, Du seist wieder die kleine Clementine, die erst ein paar Wochen hier im Walde und dennoch dem Papa nichts verbarg," sagte er. — Sie that dies, und als sie geendet, schloß er sie zärtlich in seine Arme. „Und Du hast ihn also recht lieb?" — „Ach freilich, sehr, sehr lieb!" — „Aber was hat er Dir denn weiter von seinen Verhältnissen gesagt, ob er noch Eltern hat, ob Aussichten oder Vermögen?" — Er hatte von alledem kein Wort gesagt. Thalbach schüttelte den Kopf. „Es ist sonderbar" sagte er, „ich habe in der Stadt kein Wort von einer neuen Demagogenverfolgung gehört; im Gegentheil, die Regierung scheint gegenwärtig fast mit Wohlgefallen auf das Treiben der jungen Leute zu sehen, ohne sich vor ihnen zu fürchten, so wie vor dem, was daranhängt. — Von Toser, sagtest Du?" — „Ja, Vater, er ist auch von Familie." — „Unbedingt," erwiederte Thalbach, „denn mit Ausnahme Adam's und seiner Gemahlin sind alle Menschenkinder von Familie. Aber der Name ist mir unbekannt."

Nach einigem Nachdenken kam Thalbach auf den Gedanken, daß der junge Mann vielleicht einer Ehrensache halber, in welcher er seinen Gegner verwundet habe, geflohen sei. Sein Entschluß war rasch gefaßt. Er schrieb höflich, fast freundlich an Johannes, und bat ihn, nach Thalbach zu kommen, da er sich mit ihm zu besprechen wünsche. Habe er Gründe, dies auszuschlagen, so wolle er, Thalbach, ihn in der Mühle besuchen.

Der alte Johann, der allmälig klarer zu sehen begann, trug den Brief mit innerlichem Aerger zur Mühle und erhielt von Johannes die Antwort, daß er des nächsten Vormittags die Ehre haben werde.

„Was steht denn in dem Briefe?" fragte der alte Jacob. — „Ich bin zum Mittagsessen eingeladen worden auf morgen," erwiederte Johannes, aber der Alte gab keine deutliche Antwort, sondern brummte blos etwas in den Bart. Es hatte den Anschein, als sähe jetzt auch der alte Jacob klarer. Wie auf gegenseitige Verabredung sprach keiner der Beiden vom Commerce, und der Abend verging so trübselig, wie zu den Zeiten der Wassersnoth.

Am nächsten Morgen schritt mit dem Grauen des Tages der Studiosus über die Berge der

Stadt zu. Er hatte dem Müller gesagt, daß er nicht mit den nöthigen Kleidern versehen sei, um anständig im Schlosse erscheinen zu können; Papier, um sich schriftlich zu entschuldigen, sei auch nicht vorhanden auf der Mühle, so wolle er denn schleunig nach der Stadt, von dort aus schreiben, und — vielleicht wiederkehren. — „Thut nicht pressiren," sagte der Müller mürrisch; als ihm aber Johannes freundlich die Hand reichte und mit dem Freimuthe der Jugend herzlich für seine Gastfreundschaft dankte, ward auch er freundlicher. — „Gerne geschehen," sagte er, und schüttelte die Rechte Johannes'. — So schieden sie.

Oben auf der Höhe warf der junge Mann noch einen trüben Blick abwärts auf's Thal. „Hans, Hans!" sprach er zu sich selbst, „ich fürchte, Du hast dumme Streiche gemacht! Ich habe nichts, und wenn sie reich ist, geben sie mir sie gewiß nicht. Ich weiß aber gar nicht einmal, ob sie wirklich Moneten hat. Es ist ein liebes Ding, aber —!" — Er warf sein Ränzchen auf die rechte Schulter, um so abwechselnd sich die Last zu erleichtern, und schritt raschen Fußes, aber unzufrieden mit sich selbst, weiter. —

Clementinen erschien dieser Morgen endlos. Sie eilte von Fenster zu Fenster, aber sie spähte

vergebens, und als Thalbach, welcher schweigend bis Mittag gewartet hatte, endlich sagte: „Er kommt nicht, ich gehe nach Tische selbst hinunter," seufzte sie tief auf.

Der Müller war sichtlich in Verlegenheit, als Thalbach in seine Stube trat und nach Johannes fragte. „Flöten gegangen, gnädiger Herr," sagte er; „heute früh schon; er stand sonst nie so früh auf." — Nachdem aber Thalbach freundlich mit ihm gesprochen, ging er in die Nebenstube und brachte einen geöffneten Brief. „Das hat er vor ein paar Tagen aus der Stadt gekriegt und hat's heute liegen lassen," setzte er hinzu. — Thalbach nahm das Schreiben. „Wenn Dinge darinnen enthalten sind," dachte er, „die sein Geheimniß sind, so kommt der Brief in's Feuer und der Inhalt bleibt in meiner Brust verschlossen. Steht aber etwas von Clementine darin, so bin ich ihr es schuldig, zu handeln."

Das Schreiben lautete: „Lieber Bruder! — Du kannst jeden Augenblick wiederkommen. Den Eichenberger haben wir aus der Kasse bezahlt und den Schneider zur Hälfte. Er hat sein Philister-Cerevis gewichst, daß er nicht klagen will, und von Arrest keine Rede. Aron ist der Fidelste von Allen, er will nach wie vor pumpen. Die Juden

sind ordentliche Kerle. Also komm. Stelle Dir vor, daß ein krasser Fuchs den langen Hektor angesch....en hat, dafür aber hat Heinrich Einem von den ***** zwei Löcher gegeben. Es geht also auf. Die Hochin hat famoses Bier. — Unsern Gruß und Bruderkuß.

Dein Freund und Bruder Bemser."

Thalbach lächelte, als er dies Schreiben gelesen. „Haben es Euer Gnaden denn verstanden?" fragte der alte Jacob, „ich habe nur die Hälfte davon lesen können, und von dem habe ich wieder das Wenigste begriffen." — „Ich habe Alles verstanden," erwiederte Thalbach; „diese Studentensprache verändert sich zwar mit den Jahren, wie überhaupt Alles auf der Welt, aber ein alter Studiosus, wie ich, versteht sie trotzdem immer noch." — Er nahm den Brief mit sich und erzählte Clementine, daß Johannes sich entfernt, aber versprochen habe, zu schreiben. Er sagte ihr schonend, daß der junge Mann wohl ein bischen aufgeschnitten und daß weniger politische Verhältnisse als Schulden ihn auf kurze Zeit von der Stadt getrieben. Hierauf las er ihr das Schreiben des Freundes Bemser vor.

Als Clementine hörte, was dem langen Hektor

durch einen krassen Fuchs*) angethan worden war, erröthete sie und wurde heftig entrüstet. „Der Brief ist untergeschoben!" rief sie erzürnt; „Johannes hat keine Jünglinge zu Freunden, welche sich solche Rohheiten zu Schulden kommen lassen."

Dann traten ihr die Thränen in die Augen bei dem Gedanken, daß der Brief dennoch vielleicht ächt und daß ihrem ritterlichen Johannes etwas Aehnliches passiren könne.

Thalbach beruhigte sie, indem er ihr erklärte, wie die Sache zu verstehen sei. Hierauf aber sagte er: „Ich bezweifle, daß der junge Mensch schreibt, noch mehr aber, daß er kommt." — Und als Clementine fast mit Heftigkeit dieser Ansicht widersprach, so gestand er ihr eine Frist zu, oder er verdoppelte vielmehr die von ihr erbetene, bis zu deren Verlauf er zu warten beabsichtige, dann aber sich an den Vormund Clementinens wenden wolle, mit dem Auftrage, Johannes zur Rede zu

*) Angesch....en — früher so viel als im Duelle so verwundet, daß dasselbe als beendet betrachtet wird. Die gegenwärtig studirende Jugend bedient sich mit Vortheil anstatt dieses rohen Ausdruckes früherer Zeit des Wortes „abführen," welches, wenn es nicht im medicinischen Sinne genommen wird, offenbar moralisch sittlicher und anständiger ist.

stellen, oder irgend wie Aufklärungen herbeizuschaffen.

Diese Frist betrug vierzehn Tage, und während Clementine am Anfange derselben freudig und vertrauensvoll auf das Erscheinen oder wenigstens auf irgend eine Nachricht ihres Freundes wartete, bekümmerte sie sich sichtlich gegen Ende derselben. Thalbach, obgleich innerlich selbst bekümmert, suchte dennoch sie aufzuheitern und zu zerstreuen; nachdem aber die vierzehn Tage verflossen, schrieb er das Nöthige an Clementinens Vormund, und als nach Verlauf einiger Zeit dessen Antwort einlief, eröffnete er dieselbe in ihrer Gegenwart und theilte sie ihr offen und ohne Rückhalt mit. Es waren zwei Schreiben, beide an Thalbach gerichtet, das erste vom Vormunde, das andere von Johannes selbst.

Der Vormund schrieb, daß Johannes der Sohn einer unbemittelten Beamtenwittwe sei. Er sei leichtsinnig, nicht mehr und nicht weniger als fast alle jungen Leute seines Alters, vorläufig weniger als mittelmäßig fleißig, und neben allerlei anderen Gründen schon deshalb so ziemlich ohne alle Aussicht. An's Heirathen sei nicht zu denken. Er selbst, der Vormund, halte ihn übrigens für einen eigentlich guten Menschen, und

seine Kameraden behaupteten, er sei ein „ordentlicher Kerl.“ — Ueber das Verhältniß zu Clementinen gab das Schreiben Johannes' selbst nähere Auskunft. Er gestand den eigentlichen Grund seiner Flucht von der Stadt und sagte, daß er anfänglich an nichts weniger als an ein ernsthaftes Verhältniß mit Clementine gedacht habe. Später aber habe er sich in sie verliebt, er wisse selbst nicht, wie das gekommen sei, und ihr unbefangenes Entgegenkommen habe ihn die Möglichkeit erblicken lassen, an ihrer Hand als der glücklichste Sterbliche durch's Leben zu wandeln. — Nun folgten einige Schwärmereien, der Schluß des Schreibens aber war wieder nüchterner und prosaischer.

Er gestand offen, daß er Clementine für eine reiche Erbin gehalten. Habe dies nun auch seine Neigung zu ihr nicht vermehrt, so habe er doch hierin eine Möglichkeit gesehen, um in ihren Besitz zu gelangen. Durch den Vormund habe er die wahre Sachlage erfahren, und nun begreife er freilich die Thorheit eines ferneren derartigen Wunsches. Er gab nun Clementine ihr Wort zurück, bat sie und Thalbach um Verzeihung, daß er zwischen Beide getreten, und schloß mit der Bemerkung, daß er wahrscheinlich demnächst eine

kleinere Universität beziehen werde, um durch Verringerung des Kostenaufwandes die Fortsetzung seiner Studien zu ermöglichen. — Das ganze Schreiben war artig gehalten, aber kühl, vielleicht in Folge dessen aber ehrenhaft, da die Trennung klar und ohne Rückhalt ausgesprochen wurde. —

Schweigend, aber blaß wie der Tod, hatte Clementine dasselbe angehört. Dann las sie es selbst. „So hat er nicht mit mir gesprochen," sagte sie hierauf. Damit gab sie den Brief an Thalbach zurück und verließ langsamen Schrittes das Zimmer. — Sie war auf das ihrige gegangen, und Thalbach folgte ihr nach einiger Zeit dorthin.

Lauschend an der Thür, hörte er sie heftig schluchzen, und da sie die Stube nicht geschlossen hatte, trat er leise öffnend ein. Sie kniete auf dem Boden vor ihrem Lager und barg ihr Haupt in die Decken desselben, krampfhaft weinend und wehklagend. — Er trat näher und beugte sich nieder zu ihr. — „Clementine, Clementine!" Sie fuhr rasch auf, denn sie hatte ihn nicht kommen hören, dann aber hob sie die Arme flehend zu ihm auf. — Er beschwor sie, sich zu beruhigen, dieser heftige Schmerz werde vorübergehen, tröstete er sie. Aber sie rief: „Ach, ich klage nicht seinet- noch

meinetwegen! Ich klage, weil ich Dich so schmählich betrogen, weil ich Deiner nicht mehr würdig bin!" Dann schalt sie sich verzweifelnd eine Verworfene, eine Verrätherin.

Er zog sie fast mit Gewalt an sich: „Dich selbst hast Du betrogen, Clementine, nicht mich," sprach er mild, und strich ihr die Locken aus dem Gesicht, welche sie wirr und wild umflatterten, und redete sie mit den schmeichelnden Namen an, die er ihr gegeben, als sie noch ein Kind gewesen. Er streichelte ihre Wangen, ja er versuchte selbst zu scherzen, obgleich ihm fast das Herz brach. Aber sie sank nieder vor ihm auf die Knie. „Ich bin eine Unwürdige!" schluchzte sie von Neuem. — „Du bist mein liebes, gutes Kind," erwiederte er, „und hast nie aufgehört, es zu sein." Und darauf küßte er sie auf die Stirn und gab ihr lächelnd eine Viertelstunde Zeit, sich „auszuweinen", wie er sagte, nachher aber solle sie frisch und munter sein und alle diese Thorheiten lassen. Sie wollten dann zusammen in's Holz gehen, wie früher, als sie noch sein kleines Clementinchen gewesen, welches damals in einem ganzen Jahre nicht so viel geweint, wie heute in einer halben Stunde.

Als er später kam, sie abzuholen, fand er sie

bereits gerüstet zum Spaziergange. Er belobte sie heiter, daß sie so folgsam und verständig sei, und sie küßte schweigend seine Hand und folgte ihm in's Freie. Draußen sprach er nicht mit ihr von der jüngsten Vergangenheit und eben so wenig von ihren Kinderjahren, sondern er erzählte ihr von der Stadt, was er dort gesehen und erlebt. Von den vornehmen Gesellschaften, in welchen er sich gründlich gelangweilt, und von den mancherlei Listen und Schwänken, die er angewendet, um ihnen zu entkommen. Von einer neuen Oper, welche er dort gesehen, die sich einer göttlichen Verehrung des Publikums erfreue, welche ihm aber höchst geschraubt und vor Allem unnatürlich vorgekommen sei.

„Ich weiß wohl, daß die Musik die Hauptsache ist," sagte er, „aber es ist dennoch lächerlich, wenn man einen einzigen Griff zu thun braucht, um ein furchtbares Unglück abzuwenden, und statt dessen sich hinstellt und wie besessen singt, während die Bösewichter ganz gemächlich alle ihre Verbrechen ausführen können. Auf diese Weise raubt man in der Oper unschuldige Kinder, denn der betreffende Zigeuner, oder der habsüchtige Vetter, befinden sich, das geraubte Würmlein im Arm, keine drei Schritte weit von den unglück-

lichen Eltern. Aber statt den Kerl am Kragen zu fassen, singt die Mutter, singt nachher der Vater, und endlich singen Beide zusammen. Jetzt stürzt die Dienerschaft herbei und stellt sich, regelrecht vertheilt, zu beiden Seiten der Bühne auf. Auch sie singt:

„Sprecht, edler Herr, was ist geschehen?" —

„Vernehmt aus meinem Vatermunde
Die unerhörte Schreckenskunde:
Geraubt ward mir mein einzig Kind!" —

„Die treuen Diener, vielleicht vereint mit einigen zierlich geschmückten Landleuten, sinken jetzt betend auf die Knie: „Ach, lasset uns zum Höchsten flehen!" Das Orchester ahmt hierbei täuschend die Töne einer Orgel nach, obgleich kaum zu denken, daß im Landhause des Grafen Camuzi, dessen Sprößling man gestohlen hat, dieses Instrument zu finden; der Räuber aber sitzt längst in der Garderobe und genießt Eidotter mit etwas Candis, denn er hat einen Anflug von Heiserkeit, und muß im letzten Acte das entführte Kind, welches mittlerweile ein mächtiger Bengel geworden, ebenfalls singend, zurückerstatten. — Auf ähnliche Weise werden unglückliche Prinzen von verrätherischen Feldherren abgefaßt und in Ketten

geschlagen, weil sie singen, statt zu rechter Zeit davon zu gehen; man nimmt singend Gift zu sich, erdolcht singend einen falschen Freund, und stirbt sogar endlich singend unter einem Beifallssturme des Publikums!

„Ich weiß wohl, daß das genau so sein muß, sonst wär's keine Oper, aber so oft ich nach längerer Zeit diese Dinge ansehe und höre, kommt mir Alles immer toller und lächerlicher vor. — Wir sind eben recht bäuerisch geworden hier im Walde,“ setzte er hinzu, als er sah, daß Clementine lächelte; doch war er nicht im Stande, mit Sicherheit unterscheiden zu können, ob sie wirklich über die Tollheiten lachte, welche er ihr erzählte, oder ob sie es that, um heiterer zu erscheinen, als sie wirklich war.

Aber er bemerkte, daß ihre Augen stets auf ihn gerichtet waren und daß sie mit einer gewissen Hast allen seinen Wünschen zuvorzukommen suchte. Fragte er, was dies wohl für eine hübsche Waldblume sei, die dort blühe, so war dieselbe schon im nächsten Augenblicke in seiner Hand. — Aeußerte er die Ansicht, daß man heute bei dem klaren Wetter von der nächsten Waldblöße aus wohl diese oder jene fern gelegene Ortschaft werde sehen können, so eilte sie flüchtigen Fußes voraus, um

ihm Nachricht zu erstatten. Es schien sie glücklich zu machen, die kleinen Dienste, welche man einem Raucher erzeigen kann, ihm erweisen zu dürfen, und als man wieder nach Hause zurückgekehrt war, behielt sie diese ängstliche Sorgfalt für alle seine kleinen Bedürfnisse, welche sie ihm fast ängstlich abzulauschen schien.

Dies dauerte einige Tage, und Thalbach sagte dann bei einer ähnlichen Gelegenheit offen zu ihr: „Kind, was machst Du für tolle Dinge und Umständlichkeiten? Sei doch um Gottes willen wieder wie früher?“ — Da brach sie in einen, wie es schien, lange gehemmten Thränenstrom aus, küßte ihm schluchzend die Hände und rief: „Kind? Ich bin Dein Kind nicht, ich war's, aber ich bin nicht mehr würdig, so zu heißen. Aber laß mich Deine Dienerin sein, Deine geringste Magd, das wird mich glücklich machen, glücklicher, als ich's verdiene!“ — Er sah, daß es ihr Ernst war und wandte sich hastig ab, denn ihr Kummer und ihre Reue griffen schmerzlich in sein Herz, das voll von Liebe zu ihr war.

Sie sah nicht das Wasser, welches in seinen Augen stand, aber sie begriff, was ihn bewegte. Indem sie die Hand auf seine Schulter legte, sagte sie, sich gewaltsam zusammennehmend, fast

wirklich in ihrem früheren Tone: „Ich will nicht mehr einfältig sein, Vater, ich will thun, was Du sagst.“ — „Thue es, thue es!“ erwiederte er, ohne zurückzublicken, aber sie errieth warum, und wußte, daß er nicht zürne. —

Als der Wind über die Stoppeln strich, war es besser geworden mit Clementine. Sie gab nicht mehr jene fast krampfhaft heftigen Ausbrüche von Kummer und Reue kund, obgleich Thalbach wohl sah, daß sie noch immer stille Buße that. Als aber die Jahreszeit weiter schritt, huschte plötzlich in einer Nacht der Frost durch das Land. Vor ihm her flog der Nordwind und erzählte den Feldern und Bäumen, wie gut sie es jetzt haben würden unter der Herrschaft seines Herrn, des mächtigen Winters. Alles werde da gleich werden, rief er mit kalter, schneidender Stimme. Alles werde *eine* Farbe tragen, und nicht jede stolze Blume werde da blühen dürfen, wie sie wolle; selbst die stolzen Häuser der Menschen würden weiß werden wie die Fluren und Felder. Da brauche man keine Früchte mehr zu tragen für andere Leute, und die Sichel würde nicht mehr die Kinder der Auen erwürgen. — Die Bäume hatten das wohl schon oft gehört, aber leichtsinnig, wie sie sind, schüttelten sie sich vor Vergnügen, als

ihnen der Nordwind so treffliche Dinge verhieß, und dieser trieb das Laub, das sie fallen ließen, brausend vor sich her.

Als dann der Morgen kam, stieg der alte Nebelmann von der Höhe der Berge und legte seinen grauen Mantel über Feld und Wald, und seine Töchter tanzten am Flusse und sangen das Lied vom sterbenden Herbste, was ich Euch ein andermal erzählen will — vielleicht nämlich, vielleicht auch nicht. —

Thalbach aber sprach zu Clementine: „Jetzt ziehen wir in's Winterquartier, hinüber in's warme Nest, in die alten, braunen, mit Holz vertäfelten Stuben, trinken Thee, — aber einen lustigen, gemüthlichen, und keinen langweiligen, wie da und dort — heizen wacker ein, eher zu viel als zu wenig, und schlagen, wenn es Gottes Wille, der ganzen Welt ein Schnippchen."

Schon am andern Abend saßen sie drüben, und als Clementine das erste lustige Feuer im Ofen sah, da wurde ihr wunderbar zu Muthe. Sie blickte auf zur dunklen Holzwand, und ihre alten Freunde, die pausbackigen, geflügelten Engelsköpfe, die unverdrossen die Gesimse trugen seit vielen, vielen Jahren, lachten freundlich auf sie herab: „Bist Du da, kleine Clementine, bist Du

wieder da? Weißt Du noch, wie Du uns Namen gegeben, als seien wir Deine Gespielen, und wie, wenn Du eingenickt, wir Dir wundervolle Dinge erzählten von der Herrlichkeit Gottes und seines unendlichen Reiches?" — Und da eben ein Holzstück frisch aufflackerte im Ofen, lächelten sie noch freundlicher als vorher und schlugen mit den Flügeln, so daß Clementine fast verwundert aufblickte zu ihnen, bis sie gewahrte, daß nur der Schein des Feuers sie getäuscht.

Der alte Chinese mit seinem Wackelkopfe stand starr und steif auf dem Marmortische am Spiegel. Er hatte ein wenig Deutsch gelernt von seinen Porzellancollegen aus Meißen während der langen Zeit, welche er da bei ihnen stand. — „Clementine, kleine Clementine," rief er, „warum läßt Du mich nicht nicken wie früher und wackeln mit dem Kopfe, bist Du stolz geworden?" — Sie sprang auf und gab ihm einen Klaps, und er nickte vergnügt wohl eine halbe Stunde lang, ununterbrochen sich neigend und bedankend für die Ehre, daß sie ihn nicht vergessen.

Jetzt begann, unfern des Chinesen, und mitten unter den Jagdherren und Schäfern aus Meißen, ein seltsames Schnarren und Klingen. Fast verwundert sprang das junge Mädchen auf, aber als

sie vor der mit grünen und goldenen Schnörkeln reichlich geschmückten Stutzuhr stand, rief sie blos: „Ei!“ Es war ihr eingefallen, woher das sonderbare Tönen kam. — Und jetzt öffnete sich oberhalb des Zifferblattes eine Doppelthür, und auf die Schwelle derselben sprang ein kleiner Vogel mit goldenen und silbernen Federn und mit einem glänzenden Kamm auf dem Kopfe von farbigen Steinen.

Es war eigentlich nichts weiter als ein entfernter Verwandter des alten Kukuks, dessen Nest im Schwarzwalde, der von dort aus in alle Bauernhäuser geflogen und mit seinem lustigen Waldrufe die Stunden anzeigt, zum Ergötzen großer und kleiner Kinder. Aber der Vogel in der Uhr der braunen Stube liebte es ungemein, wenn man ihn „das Goldhähnchen“ nannte, Clementine hatte ihn auch immer so geheißen, und das thaten wohl auch die Anderen auf dem Tische, wenn sie unter sich waren, die Herren aus China und Sachsen, die Porzellanhunde und Katzen aus Wien, der alte römische Alabasterkaiser und die kleinen japanischen Specksteinprinzen. Es waren lauter gebildete Gegenstände, und anständige Leute geben wohl Jedem gern den Titel, der ihm zusteht, oder den er wenigstens gern hört.

Das Goldhähnchen öffnete jetzt seinen kleinen funkelnden Schnabel und rief mit hellen Glockentönen die sechste Stunde des Abends aus, und hierauf begann es mit den Flügeln zu schlagen, und sang ein Lied, eine alte, jetzt wohl verschollene Melodie. Aber Clementine hörte zwischen den künstlichen Trillern deutlich, wie das Goldhähnchen ihr zurief: „Bist Du wieder da, kleines Mädchen, bist Du da, und hörst mich singen wie früher, und siehst mich funkeln und blitzen? Aber sei ein vernünftiges Kind und fasse mich nicht an, dann singe ich morgen wieder." Dann sprang das Goldhähnchen zurück und die Thüren flogen wieder zu. — Und Clementine hatte den Kopf vorgeneigt, und wirklich gelauscht und gespäht gerade so wie früher.

Und so redete Alles und Jedes mit ihr und zu ihr, der große gläserne Kronleuchter, der von der Decke herabblitzte und funkelte, und dann das knatternde Feuer im Ofen. Und jetzt begann der Theekessel sein orgelndes Lied zu summen und rief sie zum Theetisch, sie solle den Thee bereiten für den Papa, was sie schon trefflich verstanden, als sie kaum zwölf Jahre zählte. — Keiner von allen ihren alten Freunden und Gespielen im Winterquartier aber hatte sie gefragt, was sie begonnen

im Sommer; sie hatten nur ihre Freude bezeugt, daß sie wieder da, und wohl deshalb hatte auch Clementine selbst diesen schlimmen Sommertraum ganz vergessen und fand sich glücklich im alten bewährten, märchenhaften Winterleben.

Thalbach merkte dies Alles mit innerer Freude, als sie am Theetische stand und geschäftig that, was ihres Amtes war, denn er war ein guter Mensch, und gute Menschen lesen häufig besser in den Herzen, als die sogenannten Schlauköpfe, welches eine treffliche Einrichtung, da sie sonst wohl noch häufiger betrogen würden, als es ohnedies schon geschieht. —

Auf also erfreuliche Weise war der Winter in's Thal gezogen, fast früher als in anderen Jahren, und reichlich Alles bekleidend mit seiner Leibfarbe noch vor der gewöhnlichen Zeit. Die drinnen im Thale aber hatten sich alle wacker eingesponnen, der alte Jacob unten in der grünen Mühle, die jetzt eine weiße geworden, und fast stattlich aussah in ihrem Reifröcklein und Eiszapfengewande. Die Patres im Kloster, welche nach Kräften zusammengetragen im Sommer, damit nicht Schmalhans Küchenmeister werde im Winter, und endlich die auf Schloß Thalbach, wie wir bereits gesehen. Zusammen aber kam man

wenig, und auch von den Dörfern am Flusse und von denen oben auf der Höhe führte kaum ein Schneepfad in oder durch das Thal. — Endlich aber, oder besser vielleicht unverhofft schnell kam ein Tag und eine heilige Nacht, die Alles einte.

Die heilige Christnacht war gekommen, das Fest der Liebe, der edelsten, der uneigennützigsten Liebe. Das Fest, an welchem fast alle Menschen glücklich auf einige Stunden, — die einen, weil sie geben, die anderen, weil sie empfangen, denn es ist ja kaum eine Mutter so arm, daß sie nicht das Herz ihres Lieblings und ihr eigenes erfreuen könnte mit ein paar Flittern und einem grünen Zweige. Nur ein paar Geizhälse sind nicht glücklich, entweder weil sie nichts geben, oder weil sie geben müssen, und darum haben wir gesagt: fast alle Menschen!

Draußen auf dem Lande ist eine gar fromme und treffliche Feier des Christfestes. Dort kümmert man sich wenig darum, ob, oder daß, bereits die Heiden um diese Zeit Feste gefeiert nach ihrer Art. — Man weiß auch nicht, daß der grüne Weihnachtsbaum eigentlich uralten und lange vorchristlichen Ursprungs ist, und daß schon die alten Deutschen, oder sonst wer, die grünen Zweige, dem Winter zum Trotz und der Sonnenwende zu Preis

und Ehren, in Haus und Höhle getragen und sich gefreut, daß jetzt die Tage wieder länger werden, wenn es gleich ein wenig eulenspiegelartig erscheint, mitten im Winter sich über den Frühling zu freuen.

Dort auf den Dörfern und Höfen weiß man davon nichts. Christus ward geboren an diesem Tage, Christus, der Sohn Gottes, der Erlöser der Menschen — das reicht aus! — Man schneidet sich den Christbaum auf eigenem, oder in Gottes Namen auch auf fremdem Besitzthume, man schmückt ihn des Abends mit den einfachen Gaben der Liebe, und am andern Morgen raubt man bescheidener Weise sich selbst das Verdienst, das Alles zu geben, zu schenken. Denn wenn man die Kleinen erweckt aus dem unruhigen Schlummer, welchen ihnen die freudige Erwartung bereitet hat, und sie an den strahlenden Christbaum führt, so sagt man ihnen, das Christkindchen sei vorübergeflogen in der heiligen Nacht und habe ihnen das Alles bescheert.

Aber ehe das geschieht, findet eine andere Feier statt auf dem Lande. Die Christmette wird abgehalten in der heiligen Nacht, und während in den meisten Städten ein frecher, in den Kirchen getriebener Unfug diesen Cultus zurückgedrängt

hat in die Stunde des Abends, so wandelt der Landmann weit ab, oft Stunden weit, in strenger Kälte und mitten in der Nacht zum Gotteshause, um dort das Fest der Geburt des Herrn zu begehen.

Das war die Nacht, von der wir gesagt, daß sie Alles geeint habe im Buchenthale, denn im Kloster war die feierlichste Mette, und dorthin zog man vom Fluß und von den Bergen.

Thalbach und Clementine beschenkten sich schon am Abend, und hatten mit gegenseitiger Freude die kleinen Geschenke entgegengenommen, die ihren wahren Werth erst recht erhielten durch die Heimlichkeit, mit welcher man sie vorher beschaffen mußte, um die Freude der Ueberraschung nicht zu schmälern.

Von früher Zeit her war man in der Christnacht länger aufgeblieben, theils Clementinen zu Liebe, weil sich das Kind nur schwer trennte von den eben erst erhaltenen Geschenken, theils weil man die zur Kirche Wallenden sehen wollte, die mit ihren Lichtern durch den Wald zogen, und endlich weil man in manchen Jahren selbst die Mette besuchte.

Durch die Stille der Nacht drangen die ersten Glockentöne, und Thalbach und Clementine schritten zum Fenster. Der Himmel war mit Wolken

bedeckt, und draußen war's, wie man zu sagen pflegt, nur „schneehell." Da schien oben auf der Höhe des Berges ein Stern aufzutauchen, blinkend und hell, aber er stieg nicht aufwärts, sondern senkte sich nieder in's Thal, und dann verschwand er an der diesseitigen Thalwand. Es waren die ersten nächtlichen Kirchengänger, die von der Höhe gezogen kamen. Bald aber folgten ihnen andere drüben auf der jenseitigen Thalwand, und wieder andere auf der diesseitigen, die näher und näher kamen und dann dicht am Schlosse vorüber zogen.

Still und schweigend verfolgten sie ihren Weg, aber die Lichter, die sie trugen, warfen einen wunderbaren Schein ringsum im Walde. Riesigen Christbäumen gleich funkelten die alten Buchen und Eichen in ihrem eisigen Diamantschmucke und in ihren mit Eiszapfen behängten Gewinden. Dazwischen glich wieder ein einzelner Strauch einem mächtigen Zuckerhute, und kleinere Büsche und Gräser stellten allerlei candirtes Naschwerk dar. Der Wald hatte sich selbst sein Christfest geschmückt, und kamen andere Wanderer des Weges, so sah man auch wieder andern Festschmuck und andere Gaben, je nach dem fallenden Lichtscheine. Auch unten im Thale zogen Wanderer dahin, die erst später bergan zu steigen hatten. Die schienen

nicht selten auf glänzend polirtem Silber zu wandeln, wenn sie den Bach überschritten, den der Forst in Fesseln geschlagen, und der den Lichtschein tausendfältig wiedergab.

Thalbach sah das Alles, still bewegt. Er dachte, wie er ein Kind noch, glücklich und gläubig in der heiligen Nacht hinausgeblickt, so wie heute. Dann blickte er nach Clementine. Ihr Auge war feucht, auch sie, er wußte es, dachte ihrer Kinderzeit, denn alljährlich hatte sie so neben ihm gestanden in dieser Nacht und hatte nach den Kirchengängern gespäht und den Tönen der Klosterglocke gelauscht.

Unwillkürlich hatte er eine ihrer Hände ergriffen. Jetzt faßte er auch nach der andern nud blickte in ihre Augen. Sie erröthete tief, denn sie errieth, nein, sie wußte, was er sagen wollte. Aber er sagte es dennoch: „Einmal hast Du um mich gefreit, Clementine, jetzt freie ich um Dich! Willst Du mich altes Menschenkind denn haben?" — Sie sank schluchzend in seine Arme. „Willst Du denn mich, kannst denn Du mir vergeben, mir, die ich —" — Er verschloß ihr den Mund mit seinen Küssen. —

Einige Wochen später gab der alte Guardian im Buchenkloster die Beiden zusammen, und wäh-

rend des Schmauses, den die Dienstleute im Herrenhause hielten, sagte der alte Johann zum Jäger: „Seine Tochter war's nicht, da hab' ich Unrecht gehabt, aber — wenn sie den Jungen hätte kriegen können, wäre er ihr am Ende erst noch lieber gewesen, als der — Herr." — „Na," erwiederte der Jäger, „das wollen wir gerade nicht glauben, aber wenn man's genauer überlegt, sind die Weibsleute alle so; ob sie Recht haben, das weiß ich nicht." —

Ich lese bisweilen meinem Freunde, dem Rathe, zur Strafe seiner vielfachen Sünden die Geschichten vor, welche ich schreibe. Als ich ihm die vorstehende vorgelesen und zu Ende war, fuhr er plötzlich auf. „Hat sie den Heinrich oder den Johannes noch gekriegt!" rief er mit einem für mich nicht sehr schmeichelhaften Tone. — „Lieber," erwiederte ich etwas gezwungen lächelnd, „ich glaube, Sie haben geschlafen!" — „Doch nicht," sagte er, indem er seine Pfeife wieder anbrannte, „aber es ist so warm bei Ihnen, und — nachher, als der Winter kam, und die braune Stube, und die Christnacht, das ging mir etwas durch einander. Ich glaube, Sie machen da zu viele Schilderungen von solchen Dingen und geben zu wenig Handlung." —

„Sie hat den Johannes geheirathet,“ sagte ich. — „Ah,“ versetzte der Rath, „nicht wahr? Das habe ich gleich gemerkt, als sie ihn in der Mühle zum ersten Mal sah!“ —

„Sie hat den Johannes geheirathet", sagte ich. — „Ah," versetzte der Rath, „nicht mehr? Das habe ich gleich gemerkt, als sie ihn in der Mühle zum ersten Mal sah!" —

# 2.

# Don Carlos M.

Es war in der Wüste von Atakama, wo ich die Bekanntschaft des Don Carlos M. machte. Aber nicht im wilden und öden Theile jenes fabelhaften Erdwinkels, den man die Wüste von Atakama nennt, sondern in dessen erträglich confortablem Anfange, an der Küste des sogenannten stillen Oceans, in den dortigen reichen Kupferwerken der Algodonbai. Trotzdem aber, daß man sich dort unter dem zweiundzwanzigsten Grade südlicher Breite befindet, darf man sich doch keineswegs süßen Träumen hingeben von schlanken Palmen, an deren Stämmen der Juwelenkäfer in der Sonne funkelt, während in ihren Kronen sich glänzende Vögel wiegen. Eben so wenig wandeln wir dort in mystischem Dunkel unter dem feierlichen Gewölbe des Urwaldes und begegnen ehrwürdigen indianischen Greisen — welche, beiläufig gesagt, in der Wirklichkeit meist höchst unsaubere

Subjecte sind, — oder schlanken braunen Kriegern, — die, wieder beiläufig, häufig leidenschaftlich gern stehlen.

Nichts von alledem findet sich dort, was uns die Phantasie so gern vorzaubert, wenn wir jener südlichen Länder gedenken. Schwarze Felswände steigen senkrecht aus den Fluthen des Meeres, umtobt von einer ewigen, wild anstürmenden Brandung. Zwischen dem Geklüfte dieser Felsen huscht bisweilen eine fußlange graue Eidechse, deren einzige Nahrung aus von der See ausgeworfenen Muscheln und anderem todten Gethier besteht, oder der schwarze Aasgeier sitzt schweigend auf einer Felsspitze und späht nach den Resten einer an's Land gespülten Seekuh oder eines Delphins.

Wieder an anderen Stellen jener Küste ziehen sich am Ufer der See lange, flache, weiße Ebenen landeinwärts. Es sind kolossale Felsplateaus, welche, nur wenig erhaben über dem Spiegel der See, klafterhoch bedeckt sind mit Fragmenten von Muscheln oder mit Knochen von Seesäugethieren. Zur Zeit der hohen Fluth stürmt das Meer, mauerhoch aufgethürmt, gegen jene Flächen und ergießt sich nun eine weite Strecke hin über dieselben, bisweilen selbst bis an den Fuß des Ge-

birges, das auch hier ansteigt, wie draußen die Felswände, welche direct den Fluthen trotzen. Neue Muscheln, neue Knochen wirft dann das Meer auf die bereits dort aufgehäuften, von jenen wohl auch einen Theil wieder mit sich nehmend. Alle aber werden bald gebleicht und zerfallen unter der glühenden Sonne, welche ihre sengenden Strahlen ununterbrochen auf jene Schichten wirft, sobald sich das Wasser wieder zurückgezogen hat.

In solchen Pausen, die oft mehrere Wochen dauern, findet sich eine spärliche Thierwelt auch hier ein, eine kleine Fliegenart und einige Vögel, unscheinbar gefärbt, grau oder braun, und alles des Farbenschmuckes entbehrend, der sonst die Fauna jener Breiten schmückt. Aber auch die Gabe des Gesanges fehlt ihnen, welche ihre schmucklosen Stammverwandten in unseren Wäldern oft in so reichlichem Maße besitzen, und kaum hört man dann und wann den traurigen und eintönigen Ruf eines Strandläufers über die mit Muschelresten und Gebeinen bedeckte Fläche ertönen.

So scheint dort, am Anfange der Wüste schon, Alles stumm zu sein, wie in deren Mitte, und nur die brausenden Wogen sprechen, und bisweilen das dumpfe Grollen unterirdischen Donners, welches die Erdbeben begleitet oder ihnen vorangeht,

und Kunde giebt von dem Kampfe jener furchtbaren Kräfte im Innern der Erde. Wenn dann des Abends die Sonne in's Meer gesunken ist, erscheint eine leichte Nebelschicht auf den Spitzen der höchsten Felsen und Berge, und tränkt die riesigen Cactusarten, die dort ihre Wurzeln zwischen Gestein und Felstrümmern geschlagen haben, und neben einigen, spärlich am Ufer der See vorkommenden Salzpflanzen die ganze Flora der Bai bilden.

Aber auch draußen auf dem Meere hat sich der Nebel ausgebreitet, und da er dort nichts zu thun hat, so treibt er allerlei Possen und unnützes Zeug. Einmal begränzt er die endlose Ferne des stillen Meeres durch ein vom Abendroth beleuchtetes Gebirge; dann seht Ihr eine einzelne Insel auftauchen, oder glaubt ein Segel sich der Küste nähern zu sehen. Oder Ihr erblickt eine Stadt, und denkt Ihr lebhaft Eurer Lieben in der fernen Heimath, so mag sich's wohl zuweilen treffen, daß diese vor Euch zu stehen scheint mit den mächtigen gothischen Kirchthürmen, oder Ihr glaubt das alte Landhaus zu erblicken, das Euch einst so theuer war. Aber auch die eigentliche Fata morgana treibt bisweilen zu jener Zeit ihr räthselhaftes Wesen, und ich habe dort die ersten in

meinem Leben gesehen. Ein mächtiger Fels stand jenesmal plötzlich mitten im Meere, spitz, zuckerhutförmig, und sein Spiegelbild verkehrt auf seinem Gipfel, aber beide verschwanden nach einigen Minuten, nachdem sie unsere Seeleute in nicht geringe Bestürzung versetzt hatten. All' dieser Zauber aber dauert nur kurze Zeit, kaum zehn Minuten; dann verschwinden die Bilder, der Nebel spielt noch einen Augenblick in prachtvollen Farben, wird dann eintönig, grau, und die Nacht hat begonnen, so stumm und schweigsam wie der Tag.

In einer größeren Stadt wirkt die nächtliche Stille mächtig auf unser Gemüth, ist die Mitternacht vorüber. Das geräuschvolle Treiben, die Mühe und die Lust der Menschen schweigen, man hört vielleicht noch den eintönigen Schritt einer Patrouille oder das Rauschen eines fernen Mühlwerks, aber sonst ist Alles stumm und schweigsam. Noch eher tritt diese Ruhe ein im belebten deutschen Laubwalde. Bisweilen zwar flüstern sich die Birken und die zitternde Espe einen leisen Abendgruß zu, und man vernimmt auf einige Augenblicke den flüchtigen Tritt eines Rehes, oder man hört ein gestorbenes Blatt sich den Weg durch seine noch lebenden Geschwister suchen und zu Boden fallen. Dann aber tritt auf lange

wieder eine heilige Stille ein, die uns ergreifend anregt, zumal wenn wir einige Stunden vorher durch denselben Wald gegangen sind, in dem die Vögel ihre Sprache gesprochen und ihr Lied gesungen, in dem die glänzenden Käfer geschwirrt, und die lebhafte Eidechse unsern Weg gekreuzt hat, und in welchem die Axt des Holzfällers uns die Mühe menschlicher Wesen verkündete.

Nichts von alledem findet an der unwirthlichen Küste statt, von welcher wir sprechen, und jener Ruhezustand der Nacht nach dem geräuschvollen Treiben des Tages tritt dort nicht ein, oder besser — wird nicht gefühlt, weil bei Tage selbst schon allenthalben die Ruhe eines Friedhofes herrscht, und das Brausen der See nicht schwächer oder stärker um Mitternacht in unser Ohr dringt, als des Mittags, wo die Sonne fast lothrecht über unserem Haupte steht.

Einigen Ersatz aber für die fehlende Schönheit einer europäischen Sommernacht bietet dennoch, selbst in der Wüste, der südliche Himmel. Entweder strahlt der Mond mit einer Klarheit und Helle, welche kaum das Sonnenlicht vermissen läßt, oder es funkeln, in mondfreien Nächten, die prachtvollen Gestirne der südlichen Halbkugel auf dem tiefblauen Himmel jener Breiten. Dann beginnt

die stets räthselhafte Pyramide des Zodiakallichtes im Westen ihren sanften Glanz zu verbreiten, stumm und schweigend, wie Alles, was jenen Regionen angehört, nach einigen Stunden eben so wieder verschwindend. Bisweilen zuckt auch ein Blitz aus den Bergen auf, von Zeit zu Zeit sich wiederholend. Aber kein Donner begleitet ihn, und wir bemerken in der nächsten Nacht, genau an derselben Stelle, die gleiche Erscheinung. Es ist das Leuchten irgend eines Vulkans der Cordillera, eigenthümlich nur den Feuerbergen der Westküste Amerikas und noch nicht hinreichend erklärt, wenn gleich im Allgemeinen angenommen werden kann, daß die blitzartige Erscheinung der Wiederschein des plötzlichen periodischen Aufkochens der schmelzenden Lava im Krater ist, deren obere, mehr erkaltete, Rinde von Zeit zu Zeit zerreißt. —

In diesem wilden und entlegenen Erdwinkel also war es, wo ich die Bekanntschaft des Signor Carlos M. machte. G e s e h e n hatte ich denselben schon vorher in Cobija.

Wir gingen von Valparaiso nach der Algodonbai, um in den dortigen Bergwerken Kupfererze zu laden, mußten aber vorher in Cobija landen, um dort, zum Theil kaufmännischer Geschäfte halber, zum Theil der Mauth wegen, die nöthigen

Einleitungen zu treffen, da Cobija, so wie die Algodonbai zu Bolivien gehört, ersteres aber die einzige Hafenstadt ist, welche jener Staat an der Westküste besitzt. Die kaufmännischen Verhandlungen wurden im Hause eines Franzosen vollzogen, dessen Bruder ein Werk in der Algodonbai besaß und von welchem wir einen Theil unserer Fracht beziehen sollten, während der andere von einem andern Minenbesitzer, einem Nordamerikaner, genommen wurde. Signor M. aber, oder Don Carlos, wie er gewöhnlich genannt wurde, hatte als Mauthbeamter dem Abschluß des Geschäfts beizuwohnen und uns dann, der Controle halber, in die Minen zu begleiten. Die Mauth und das Zollwesen spielen in allen Staaten der Westküste eine bedeutende Rolle, da der größte Theil der Staatseinkünfte eben in den Zöllen besteht, und so war Don Carlos keine unwichtige Person, da von seiner Gefälligkeit und günstigen Stimmung Mancherlei abhängen konnte.

Es war ein Mann zwischen dreißig und sechsunddreißig Jahren, etwas über Mittelgröße, schlank und behend in allen seinen Bewegungen, mit pechschwarzem Haar, dunklen Augen und braungebranntem, stets sorgfältig rasirtem Antlitz. Er sprach neben seiner Muttersprache ziemlich gut

deutsch, ja nicht selten mit einem gewissen dichterischen Anstriche, und ein Französisch, welches mir vortrefflich erschien, da ich es vollkommen verstand. — Pero il nombre, il nombre? wie die Chilenen häufig ungeduldig zu fragen pflegen — aber der Name, der Name?

Lieber günstiger Leser! Es giebt hundert Dinge, über welche man seit Jahrhunderten billige und unbillige Klage führt, es giebt tausend Dinge, über welche man, so lange die Welt steht, gute und schlechte Witze macht, und eben so lange noch wird man klagen und scherzen über diese und andere Dinge. Aber Eines ist, über welches es weder dem Besitzer erlaubt ist zu jammern, noch einem Andern, schlechte Witze zu machen; das Erste, weil fast ein Drittheil der sogenannten cultivirten Menschheit das Recht hätte zu klagen, das Zweite aber, weil man bereits über diesen Gegenstand eine unanständige Anzahl von Anekdoten und schlechten Witzen vom Stapel laufen ließ. — Dieser Gegenstand ist der Name Meier mit allen seinen Variationen.

Don Carlos hieß Meier, Carlos Meier, und ich war anfänglich in der That zu schüchtern, dies dem Leser zu gestehen, keineswegs, weil ich fürchtete, das so eben aufgestellte Gesetz zu übertreten,

sondern weil ich besorgte, der Glaubwürdigkeit dieser wahrhaften Geschichte empfindlich zu schaden, wenn ich einen Mann, dessen Ureltern seinem ganzen Wesen nach die blutdürstigen spanischen Entdecker jener Länder waren, plötzlich mit diesem ächt germanischen Namen belegt hätte. Da aber die Wahrheit häufig — immer ist eine Uebertreibung — siegreich zu Tage tritt, so mag dies auch hier der Fall sein, und ich wiederhole es jetzt furchtlos: der bolivianische Mauthner hieß — Don Carlos Meier.

Hingegen wage ich es nicht, seine unzweifelhaft germanische Abkunft genealogisch zu beweisen. Einmal weil der Curs der Stammbäume gegenwärtig, für die Besitzer wenigstens, nicht befriedigend steht, wenn gerade auch die Nachfrage nicht flau zu nennen, auf der andern Seite aber, weil es in der ganzen neuen Welt wenig gebräuchlich und selbst fast gegen die Sitte verstoßend ist, nach dem Woher zu fragen. Es hat da, namentlich bei den aus Europa Gekommenen, mancherlei Häkchen und Haken, und so überlasse ich die Naturalisirung unseres Freundes vorläufig der Phantasie des Lesers, und erlaube mir ihn im Folgenden einfach Don Carlos zu nennen, wie es an Ort und Stelle ebenfalls geschah.

Wie bereits erwähnt, sollte er uns von Cobija nach der Algodonbai begleiten, als aber einige Stunden vor unserer Abfahrt der Capitän an Bord zurückkam, sagte er, daß Don Carlos die Reise zu Pferd machen würde, und als wir später längs der Küste hinsegelten, was anfänglich in geringer Entfernung von derselben geschehen konnte, sahen wir ihn wirklich auf dem felsigen Ufer dahin jagen, gleich wie auf einer geebneten Rennbahn. „Der Kerl reitet wie der Teufel,“ sagten unsere Leute, „aber es wird bald zu Ende sein, denn der Weg hört auf.“ — In der That trägt dort schon die Küste ganz den oben geschilderten Charakter, und während sich eine Zeit hindurch flache, felsige Ufer, häufig mit Muscheln bedeckt, dahinziehen, fällt plötzlich eine Felswand von tausend und mehr Fuß senkrecht ab in's Meer. Don Carlos aber war nicht der Mann, sich durch solche Kleinigkeiten schrecken zu lassen, oder vielmehr er schien seinen Weg genau zu kennen, denn als die erste Felsenmauer steil vor ihm ansteigend alle weitere Möglichkeit des Fortkommens abzuschneiden schien, wandte er sich landeinwärts und verschwand plötzlich in einer Spalte, um in unbegreiflich kurzer Zeit etwa auf der halben Höhe des Felsens wieder zu erscheinen, Galopp reitend

wie auf einer Ebene, auf einem Pfade, der kaum drei Fuß Breite haben konnte, rechts einen steil ansteigenden Felsen, links dessen Abfall und ein paar Hundert Fuß unter sich die See. Etwa eine Viertelstunde lang konten wir ihn, zuletzt mit Hülfe unserer Gläser, so verfolgen, dann war er verschwunden, indem er wohl wieder in eine Schlucht eingelenkt hatte. Das Schiff hielt jetzt weiter ab von der Küste, wir sahen ihn für's Erste nicht wieder; und da sich bald eine ziemlich scharfe Brise erhob, so erreichten wir die Algodonbai, welche, nebenher gesagt, in gerader Linie achtzehn bis zwanzig Stunden von Cobija liegt, noch vor Abend.

An Bord wurde mancherlei über Don Carlos gesprochen. Fest stand, daß er von Geburt ein Chilene war und später in bolivianische Dienste trat. Aber die Gründe, warum er sein Vaterland verlassen, waren nicht klar. Der Obersteuermann äußerte, er sei unzufrieden mit der Regierung gewesen, während der Koch gerade das Gegentheil wissen wollte, indem er behauptete, die Regierung sei mit ihm unzufrieden gewesen. Bekanntermaßen werden übrigens beide Fälle sehr häufig vereint getroffen. Capitän und Obersteuermann beobachteten im Uebrigen ein diplomatisches

Stillschweigen über die Vergangenheit unseres neuen Genossen, und was endlich mich betrifft, so war ich froh in der Hoffnung, einige Wochen mit einem Manne zubringen zu können, der unbedingt im Stande war, über Land und Leute mancherlei Aufschlüsse zu geben, und nebenbei ein guter Gesellschafter schien.

Natürlich konnte Don Carlos, trotz des tollsten Reitens, nicht gleichzeitig mit uns in der Bai anlangen; des andern Tags aber, als wir vor dem Hause des kleinen Amerikaners beim Frühstück saßen, erschien er plötzlich ganz von der entgegengesetzten Seite her, von welcher er erwartet wurde, aus einer engen Thalschlucht gemüthlich im Schritt heranreitend, und Roß und Mann schienen nicht mehr ermüdet, als etwa nach einem halbstündigen Morgenritt.

Ich habe oben versucht, eine kurze Skizze des Landschaftlichen der Algodonbai zu geben, und muß nun einige Worte über ihre Bevölkerung sagen. Merkwürdigerweise war der Theil der Küste, welcher die Bai bildet, bereits in sehr frühen Zeiten von Menschen bewohnt, trotz aller Oede und Sterilität. Ich habe dort Gräber aufgefunden, welche Skelette der alten Amyaras oder Titicacarace enthielten, und bei denselben die Beweise, daß die

Thier- und Pflanzenwelt um kein Haar reichlicher vertreten war als gegenwärtig. Jene alten Bewohner der Küste, deren Stammesgenossen vom Titicacasee aus ohne Zweifel die erste Cultur über den größten Theil von Südamerika verbreitet hatten, schienen aber nur arme Fischer gewesen zu sein, obgleich noch heute sichtbare, von ihnen hinterlassene Spuren darauf hindeuten, daß sie einem Volke mit eigenthümlicher Cultur angehörten. Der ungeheure Reichthum an Fischen aber, welchen die Bai noch heute bietet, liefert den Schlüssel, wie sich schon vor Tausenden von Jahren dort Menschen ansiedeln konnten, und wirklich zeigen alle in den Gräbern aufgefundene Utensilien, daß die Hauptnahrung ihrer Besitzer aus Fischen bestand, während das Guanaco, das in spärlicher Anzahl oben auf den Bergen haust, nur selten von ihnen erlegt wurde und dann, mit seinen Sehnen und Knochen, das Material zu den Fischergeräthschaften liefern mußte.

Ein Fischerdorf, vielleicht eine Stunde von der Bai entlegen, und eine noch weiter entfernte Ansiedelung von sechs bis acht, aus Cactusstäben und alten Lappen construirten Hütten, welche man mit dem Namen der Stadt Mamilla belegt hat, scheinen noch heute unter ähnlichen Verhältnissen zu

bestehen. Brod, oder überhaupt aus Vegetabilien bereitete Speise, erhalten diese Leute einzig von zufällig vorüberfahrenden Schiffen durch Tausch, und ich habe von einem alten amphibienartigen Subjecte über hundert Pfund der trefflichsten Fische eingehandelt gegen einige alte wurmstichige Zwiebackstücke. „Brod," sagte der Alte, „Brod!" als ich ihm Geld in sein Boot hinabreichte. „Ich habe seit einem halben Jahre kein Brod gesehen." —

Alle diese Leute, welche man füglich Wilde nennen kann, obgleich sie, wie ich glaube, ein wenig Christen sind, hat der Ueberfluß an Fischen in die Bai gelockt. Die reichen Kupferminen auf der andern Seite haben eine neue Generation dorthin gezogen. Fast allenthalben in den Bergen der Bai und den landwärts laufenden Schluchten stehen die reichsten Kupfererze frei zu Tage, deren leichter Abbau den ungeheuersten Gewinn abwerfen würde, wenn Brennmaterial zur Hand wäre, um die Erze zu verschmelzen. Da dies aber nicht der Fall ist, so werden dieselben nach Europa verfahren, und natürlich gehen hierdurch neun Zehntheile des Gewinnes verloren.

Zur Zeit meines Aufenthalts in der Bai waren die Kupferwerke in den Händen dreier Be-

sitzer. Einer derselben, der Nordamerikaner, hatte sich dicht an der Küste angesiedelt, und nannte sein in chilenischem Geschmack leicht aus dunklem Holze aufgeführtes Wohnhaus, neben einigen Schuppen, Tocopilla. Man nannte den Mann durchweg den kleinen Amerikaner, wovon der Grund mir unbekannt blieb, denn er war keineswegs besonders klein. Etwa tausend Schritte von ihm entfernt hatte sich ein Engländer, Thomas Helsby, ein Haus erbaut, welches er Bella Vista nannte, während er selbst „der alte Engländer" genannt wurde. Weiter weg in den Bergen wohnte Maximien Latrille, der „Franzose", auf seinem Besitzthum „Mineral de Duendas." — Diese drei Männer waren artige und liebenswürdige Leute, und ich habe Ursache genug, ihre Zuvorkommenheit gegen mich dankbar anzuerkennen.

Die auf den verschiedenen Werken und einzelnen Erzgängen zerstreuten Arbeiter aber, die Mineros waren größtentheils ein wildes und gefährlich aussehendes Volk, von welchem sich ein großer Theil, wohl ebenfalls wegen Unzufriedenheit mit der Regierung, von seinem Vaterlande entfernt haben mochte. Es waren in der Bai selbst übrigens nur wenige von ihnen zu sehen, da die meisten unweit ihrer Gruben in leichten Bretter-

hütten schliefen. Trotz der ziemlich stürmischen Lebensbahn aber, welche mancher dieser Leute durchlaufen haben mochte, waren Händel, d. h. Messerstiche, doch eine Seltenheit unter ihnen, vielleicht deshalb, weil sie die allgewaltige Größe der Natur zu einem beschaulichen Lebenswandel brachte und ihre sündigen Leidenschaften verstummen hieß, vielleicht auch, weil Arak und Weiber an der Küste verbotene Dinge waren, d. h. die Einfuhr von Arak und überhaupt von allen Spirituosen war streng untersagt, und nur die Herren der Werke durften angemessene controlirte Mengen von den Proviantschiffen erstehen, und solche zu Zeiten in sehr mäßigen Quantitäten vertheilen. Dem schönen rosenflechtenden Geschlecht aber war, wegen der unvermeidlichen Dornen dieser Rosen, die Küste durch ein strenges Verbot unzugänglich gemacht, und die einzige Ausnahme bildete die Frau eines Verwalters des kleinen Amerikaners, welche zur Zeit meines Dortseins ihren Mann auf einige Monate besuchte. Versuche, diese beiden weisen Gesetze zu umgehen, wurden freilich bisweilen gemacht, da aber eine Frau aus vielen Gründen weit schwerer zu verbergen ist, als eine Pinte Wein, so fielen alle Einschmuggelungen von

Damen unglücklich aus, während Spirituosen nicht selten Eingang gefunden haben sollen.

Don Carlos, auf den ich jetzt wieder zurückkomme, schien in Folge ähnlicher Versuche und seiner Eigenschaft als Mauthbeamter in jedem Winkel der Küste zu Hause zu sein, wie in seiner Tasche, und besaß dabei die Behendigkeit eines Eichhorns im Klettern und Springen, so daß ihm, mit Ausnahme einer nahe an Bella Vista liegenden, höchst eigenthümlichen Schlucht, kaum irgendwo eine Kluft, Höhle oder ein anderer Versteck unzugänglich erschien. Aber er war auch in anderen Dingen von einer fabelhaften Gewandtheit. Nachdem er am Morgen seiner Ankunft mit uns gefrühstückt hatte, schlug ihm der Amerikaner eine Partie Monté zu niedrigen Sätzen vor. Statt der Antwort brachte er ein Spiel Karten aus der Tasche und begann mit einer Virtuosität Kunststücke zum Besten zu geben, welche ihm in Europa einen Ruf als „Professor der Magie" gesichert haben würden. Es hieß dies, ohne daß er es aussprach, offenbar: „Mit mir könnt Ihr nicht spielen, ohne Gefahr zu laufen, daß ich Euch betrüge," und in der That, es war auch in der Folge nie mehr die Rede von einem Kartenspiel. Noch an demselben Tage hatte ich Gelegenheit, seine

wirklich außerordentliche Fertigkeit im Pistolen=schießen zu bewundern, indem er mir verhältniß=mäßig weit außen in See die Stelle bezeichnen wollte, wo ein todter Seestern trieb, und nach einem secundenlangen Zielen mit seiner kurzen, doppelläufigen Sackpistole die Stelle so richtig traf, daß der Seestern spritzend in die Höhe sprang.

Während der Capitän, zum Theil mit Hülfe eines andern als Passagier mit uns reisenden Capitäns und der Steuerleute, sich am Lande die Erze vermessen ließ, was wenigstens zehn bis vier=zehn Tage dauern mußte, hatte unser Don Carlos nichts zu thun, da sein Geschäft nur darin be=stand, die Erze, wenn man sie an Bord schaffte, zu controliren und später beim Abwägen der Ge=haltproben anwesend zu sein. Er begleitete mich daher nicht selten auf meinen wissenschaftlichen Excursionen, und leistete mir zum Theil treffliche Dienste, obgleich er mich auch häufig nicht wenig genirte, indem ich weder wie ein Eichhorn sprin=gen, noch wie eine Katze klettern konnte, und in Folge des Mangels beider Eigenschaften, welche er in reichlichem Maße besaß, an gefährlichen Stellen entweder zurückbleiben, oder von ihm mich leiten lassen mußte. — Bisweilen war aber unser

Freund auch auf einen halben Tag oder eine Nacht verschwunden, ohne daß man eigentlich wußte, wo er hingekommen war. Daß er mit einigen der Mineros verkehrte, war sicher, aber er schien auch allein sich in den Bergen umherzutreiben. Don Carlos war eben ein fleißiger und umsichtiger Mann, der Tag und Nacht an sein Geschäft dachte. Er unterhielt deshalb mit einzelnen Arbeitern gute Freundschaft, um Kundschafter und, im Fall der Noth, thätige Hülfe zu haben, und eben so suchte er seine Kenntnisse von allen Schlupfwinkeln und Verstecken der Küste fortwährend zu vermehren.

Unweit der Besitzung des alten Engländers befindet sich eine der interessantesten Felsgruppen, welche ich je gesehen, doch erlaubt es der Raum, sie nur flüchtig zu schildern. Eine kleine Halbinsel von schwarzen und grotesken Felsen erstreckt sich dort in die See, bei mittlerem Stande der letzteren, etwa vierzig Schritte hoch und vielleicht dreißig breit, dabei, längs der Küste hinlaufend, an zweihundert lang. Das ebenfalls, wie allenthalben, felsige Ufer der Küste ist aber erhöht, so daß man von dort über das Plateau der Halbinsel hinwegsieht. Gegen Norden, wo die in See stehende Felsgruppe nicht mit dem Lande zu-

sammenhängt, ist sie vom Ufer durch eine zehn bis zwölf Fuß breite Schlucht getrennt, und diese Schlucht läuft gegen Norden in die See aus, während sie gegen Süden mit einer Höhle endigt. Bei gewöhnlichem Stande der Dinge hat das Wasser in der Schlucht gleiches Niveau mit dem Meere, mit welchem sie zusammenhängt, schwarze, zackige Felsen ragen dann über ihrem Spiegel hervor, und der dunkle Eingang zur Höhle, der eine Oeffnung von einigen Fuß Höhe bildet, wäre vielleicht mittelst eines kleinen Bootes, für einen besondern Liebhaber sogar wohl auch mittelst Schwimmens, zu erreichen.

Steht man aber einige Minuten am Ufer, so sieht man bald, daß Beides unmöglich ist. Außen, wo die Felsenhalbinsel in See abfällt, hört man dann ein donnerndes Getöse. — Die See hat eine mächtige Brandungswoge gegen die Felsen geschleudert, welche aber mit dumpfem Brüllen an diesen zerschellt ist, und nur einzelne weiße zackige Wellenkämme heben sich auf einen Augenblick über die Felswand empor. Einige Male wiederholt sich dieses fruchtlose Anstürmen, dann nach drei, vier fruchtlosen Versuchen scheint sich plötzlich die Kraft der Wogen verdoppelt zu haben. Eine mächtige Wassermasse steigt, einer Mauer gleich, aus der

See, ergießt sich mit rasender Schnelle unaufhaltsam über die Halbinsel, und stürzt sich dann in die Schlucht, die jene vom Lande trennt. Bis zu dem am Ufer Stehenden steigt dann zischend und brausend die Fluth, nicht selten diesen durchnässend, und sinkt dann stets aufkochend und brausend wieder in die Tiefe. Jetzt vermag man zu bemerken, daß der größte Theil dieses Wassers sich mit rapider Heftigkeit in jene Höhle ergießt. Ein kleiner Theil desselben wird zum Schlusse von der Höhle wieder spritzend ausgeworfen, dann gähnt ihr schwarzer Rachen in undurchdringlicher Dunkelheit wie vorher, der Wasserspiegel in der Schlucht liegt ruhig da, wie vor einigen Minuten, und draußen wiederholt die Brandung ihre Angriffe, bis sich endlich auf's Neue das so eben geschilderte Schauspiel wiederholt.

Das war der einzige Winkel der Küste, welchen genau kennen zu lernen bisher Don Carlos nicht gelungen war. Und dennoch benutzten Schmuggler die Höhle als Zufluchtsort, vielleicht gar als Stapelplatz für ihre verbotene Waare. Kurze Zeit, bevor die Thätigkeit des Don Carlos in jener Gegend begann, verfolgte ein Wachtboot der Douane ein Schmugglerboot, und es schien für das letzte kaum Hoffnung zu entkommen, da

die Verfolger sich den Schmugglern stets mehr und mehr näherten. Da bogen diese plötzlich gegen die Küste um, durchschnitten die Brandung und näherten sich dem Lande. Am Ufer standen Mineros und zitterten für ihre alten Bekannten, denn in wenigen Augenblicken mußten dieselben in die Hände ihrer Verfolger fallen. Da bog das Boot ebenfalls rasch um, scharf auf die Schlucht abhaltend. Eben jetzt stürzte die See über die Halbinsel, erfüllte die Schlucht bis zum Rande mit schäumendem Gischt, und in demselben Augenblicke verschwand das Boot in diesem Chaos von Klippen und Wogen. Einige Secunden darauf folgte ihm das Douaneboot. — Stumm und schweigend, scheinbar wenigstens, schien dies Alles vor sich zu gehen, denn das Toben des Wassers verschlang die Flüche und Verwünschungen der Fliehenden und der Verfolger. Es war eine jener klaren Mondnächte, von welchen ich oben gesprochen, und die Mineros eilten an eben die Stelle, von der aus auch wir in die Schlucht geblickt hatten. Das Wasser lag jetzt ruhig vom Monde beschienen, die schwarzen Felsen streckten ihre spitzen Häupter unbefangen aus dem glänzenden Spiegel empor. Fern draußen tobte das Meer,

aber in der Schlucht erklang kein Laut, und von beiden Booten war keine Spur zu sehen. —

Des andern Morgens trieb außerhalb der Schlucht der furchtbar zerschmetterte Leichnam eines der Zollbediensteten. Eine Planke ihres Bootes war bereits während der Nacht an's Land gespült worden. Sonst aber sah kein lebendes Auge je wieder das Geringste von einem der anderen Männer, die im Fahrzeug gewesen. In der darauf folgenden Nacht indessen erschienen die Schmuggler wieder, verkauften sehr unbefangen ihre Waaren aus demselben Boote, mit dem sie die Nacht vorher in die Schlucht gefahren waren und welches man genau wiedererkannte, und klagten dabei über schlechte Zeiten, welche einem ehrlichen Mann sein bischen Brod täglich schwerer erwerben ließen.—

Dies Alles erzählte man uns, während wir, nachdem wir beim Engländer zu Tische gewesen waren, eines Tages jene phantastische Partie der Küste betrachteten, und ich äußerte bei dieser Gelegenheit, daß ich gern einmal einem Gefechte mit den Schmugglern beiwohnen möchte. Don Carlos sah mich von der Seite an und sagte: „Da drunten wenigstens nicht, denn außer jenen Schuften kommt der Satan selbst nicht lebend aus jenem verwünschten Loche; ich kann Ihnen vielleicht

aber anderwärts zu jenem Vergnügen verhelfen." Weiter wurde nichts von der Sache gesprochen.

Ich vergaß zu berichten, daß bereits am zweiten Tage nach der Ankunft in der Bai Don Carlos sein europäisches oder wenigstens nach französischer Mode geregeltes Costüm mit dem ziemlich romantischen vertauscht hatte, wie solches als Rest altspanischer Sitte, auch in Chile noch, auf dem Lande wenigstens nicht selten getragen wird. Er erschien mit einer schwarzen Jacke, die dunkelblau gefüttert und deren Nähte mit Schnüren von derselben Farbe besetzt waren; dazu braune Beinkleider und hohe Ledergamaschen von derselben Farbe. Ein leichtfertig auf's rechte Ohr gedrückter Panamahut vervollständigte das Ganze. In diesem Anzuge, in welchem er einem Contrebandier ähnlicher als einem Zollwächter sah, trat er einige Tage später zu mir, als ich mich nach einer ermüdenden Excursion in der Hängematte des Amerikaners schaukelte, und fragte mich, ob ich sehr wohl erhaltene Robbenschädel haben wollte, er wüßte einen Ort, wo ohne Zweifel eine treffliche Auswahl derselben zu finden. — Da ich, und zu jener Zeit ganz besonders, für Thierschädel schwärmte, so bat ich ihn inständig, mir den Platz zu zeigen, worauf er sagte: „Still, still! Morgen

Abend! Aber schweigen Sie gegen Jedermann, bis wir gehen. Abends fünf Uhr beim letzten Guanofelsen.“ Dann ging er, und schien mich diesen und den folgenden Tag absichtlich zu meiden.

Es giebt Augenblicke im Menschenleben, wo man dem Weltgeiste nicht nur nicht näher, sondern selbst noch weiter von ihm entfernt steht, als dies leider gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, d. h. wo man ein wenig stark einfältig ist. Solche Augenblicke dauern bisweilen bedrohlich lange Zeit, und der meinige hielt jenesmal fast genau vierundzwanzig Stunden lang an, indem ich wirklich glaubte, Don Carlos wolle sich die Mühe geben, mich während der Nacht an eine mit Robbenschädeln gesegnete Stelle zu bringen. Da sich für diese auf der ganzen Westküste vielleicht Niemand außer mir kümmerte, so fiel mir freilich auf, daß die Sache so geheimnißvoll betrieben werden sollte, allein, wie gesagt, ich stand eben jenesmal dem Weltgeiste sehr fern und dachte an nichts weiter. — Als ich aber am bestimmten Abend Jagdtasche und Gewehr nahm und dem Capitän sagte, ich würde wahrscheinlich spät Abends an Bord zurückkehren, da ich mit Don Carlos auf's „Schädelsuchen“ ausgehen würde, so meinte dieser: „Sie nehmen doch Ihre Dings da mit?“ wobei er auf meine

gezogenen Taschenpistolen zeigte. Da fiel es wie Schuppen von meinen Augen, obgleich mich eigentlich der Capitän falsch verstanden hatte.

Es war nämlich bei uns an Bord der Gebrauch, jeden Eingeborenen irgend eines Landes mit dem Namen „Schädel" zu beehren, an welcher schlechten Gewohnheit ich wiederum die Schuld trug, indem ich, als eines Tages in Valdivia araukanische Indianer an unserem Bord waren, den lebhaften Wunsch äußerte, den Schädel des einen von ihnen zu besitzen. Des andern Tages, als die Indianer wiederkehrten, hieß es bereits: die Schädel kommen, und der Begriff dehnte sich bald sehr weit aus, indem man in Lima Leute Schädel nannte, welche Fräcke, gestickte Westen und schwarze runde Hüte trugen, und also ohne Zweifel „gebildete Männer" waren. Da es nun Niemand an Bord mehr einfiel, von den „Leuten an der Küste" oder den „Einwohnern dieser oder jener Stadt" zu sprechen, sondern anfänglich im Scherz, später aber aus Gewohnheit alles Menschenvolk, das nicht gerade europäisch war, „Schädel" genannt ward, so schloß der Capitän, daß Don Carlos mich zu einer Schmugglerjagd eingeladen habe, und das zwar mit Recht.

Ich that, als habe ich nie anders geglaubt,

steckte meine Pistolen in die Tasche und gürtete mein Jagdmesser um, dann hing ich meinen Poncho über und ging an Land nach dem letzten Guanofelsen zu, welcher schon ziemlich entlegen von Bella Vista lag. Ich traf dort Don Carlos, Cigarren rauchend und in die See blickend. Als ich zu ihm getreten war, sagte er: „Wir haben keine Zeit zu verlieren. Nur vorwärts, wir müssen noch eine halbe Stunde gehen.“

Da mir der Zweck unserer Expedition jetzt klar war, so that ich natürlich keine alberne Frage, obgleich ich nicht wußte, ob nach dieser halben Stunde bereits irgend eine Katzbalgerei beginnen würde. Don Carlos aber zeigte die liebenswürdigste Laune, erzählte eine Menge lächerlicher Geschichten und sprach so laut und unbefangen, daß ich fast an dem Zwecke der Expedition wieder irre wurde. Wir waren mittlerweile vom directen Ufer abgekommen, indem wir zwischen einer dort sich erhebenden Felspartie und dem eigentlichen Gebirge hinschritten, so daß uns die erstere den Anblick der See vollständig verdeckte. Plötzlich aber gestattete eine Oeffnung in den Felsen die Aussicht auf das Meer und ließ uns eine Bucht entdecken, wie sie nicht selten dort gefunden werden, und die, wenn sie gegen Wind und Wetter auch

kaum einen Schutz gewähren, doch bisweilen einen sehr sichern Versteck für kleinere Fahrzeuge abgeben. — In der Bucht vor uns und dicht am Ufer lag ein solches, meiner Ansicht nach unter das Geschlecht der Kutter einzureihen, verhältnißmäßig lang, sehr schmal, mit einem dreieckigen Segel, halbem Decke und schwarz wie ein Neger.

Man mußte uns übrigens an Bord des Bootes schon gesehen haben. Es wurde ein Brett auf den nächsten Felsen geschoben, Don Carlos stieg schweigend ein, ich folgte ihm ebenso, und auf gleiche Weise wurden wir von der Equipage begrüßt, welche aus vier Leuten bestand. Kaum waren wir unter dem niedrigen Halbdecke, als das Boot sich wandte, mit einigen starken Ruderschlägen aus der Bucht war und, da wir starken Landwind hatten, vor dem Winde mit außerordentlicher Schnelligkeit gerade landabwärts in See ging. Ich hatte jetzt Gelegenheit, mir unsere neuen Genossen anzusehen. Alle vier hatten so ziemlich dasselbe Costüm wie Don Carlos, nur weniger elegant. Ihre Bewaffnung bestand aus kurzen hirschfängerartigen Säbeln und einfachen Flinten mit Percussionsschloß, aber ohne Bajonnet. Daß Dolch und Sackpistolen nicht fehlten, durfte wohl angenommen werden, doch konnte ich beide nicht

entdecken. Zwei von ihnen schienen als Seeleute zu functioniren, indem sie im Anfange die Ruder handhabten, dann aber sich zu Steuer und Segel hielten, während die beiden anderen vorzugsweise die Truppen an Bord zu repräsentiren schienen. Alle waren übrigens Untergebene des Don Carlos, was aus der Art und Weise, wie sie ihn behandelten, unbedingt hervorging, und auch ich, als amigo oder compadre desselben, wurde sehr zuvorkommend behandelt, indem man mir einen alten Poncho als Kissen auf die Querbank legte und mich stets sorgfältig mit Feuer versah, wenn meine kurze Stummelpfeife ausgegangen war. Gesprochen wurde jetzt keine Silbe mehr, so gesprächig Don Carlos auch kurz vorher noch gewesen, und ich glaube, daß das einzige Wort, welches ich hörte: „muy gratias“ war, als ich einem der Leute, welcher neben mir saß und der zu rauchen aufgehört hatte, schweigend eine Handvoll Tabak für seine Papiercigarre anbot.

Da es selten Jemand einfallen wird, eine positive oder auch eine negative Schmuggelpartie zu unternehmen oder zu schildern, ohne eine rabenschwarze Nacht, in welcher man die Hand vor den Augen nicht sieht, in welcher der Wind durch die Klippen heult und ein feiner eisiger Sprühregen

vom Himmel fällt, so muß ich bemerken, daß die Nacht unserer Expedition ebenfalls mondleer war und, wie gesagt, eine frische Brise aus Süden wehte. Der Regen fehlte natürlich, da, so lange jener Theil der Westküste Amerikas überhaupt steht, fast mit Sicherheit nachweisbar nie ein Tropfen Wasser vom Himmel gefallen ist.

Schon als wir in See hielten, war die Sonne gesunken, die Nebel begannen ihr phantastisches Spiel auf der weiten Wasserfläche, und das durch die dünne Dunstschicht über uns schwach durchschimmernde Licht größerer Fixsterne war das einzige, das wir draußen erblicken konnten, während der Raum unter Deck durch die glimmenden Cigarren bisweilen auf einige Augenblicke schwach beleuchtet wurde. Doch zeigte der spritzende Schaum am Bugspriet deutlich, daß wir rasch genug vorwärts kamen.

Alle an Bord aber, außer mir, waren ganz offenbar über den zu nehmenden Curs vollständig unterrichtet und einig, denn ohne daß eine Silbe gewechselt wurde, drehte man plötzlich, etwa zwei englische Meilen vom Lande entfernt, das Boot, und fuhr jetzt bei dem Winde pfeilschnell in Richtung der Küste gegen Süden. Der Schnelligkeit nach, mit welcher wir vorwärts kamen,

mochten wir wohl schon vier Wegstunden in der neuen Richtung zurückgelegt haben, als Don Carlos seine Cigarre weglegte, an's Bugspriet ging und, nachdem er einige Minuten dort verweilt hatte, plötzlich sich rückwärts wandte und einen leisen Ausruf ausstieß. Sogleich fiel das Segel, der Kutter schoß noch einige Augenblicke rasch vorwärts, dann stand er still, oder wurde wenigstens nur langsam vom Winde getrieben.

Der Mann am Steuer blieb, eben so der beim Segel, die beiden anderen aber nahmen ihre Gewehre, krochen zu beiden Seiten an den Schiffswänden hin, und lugten vorsichtig über die Brüstung. In Ermangelung von etwas Besserem, was ich zu thun wußte, machte ich es eben so, auf den Backbord kriechend, da dies die Landseite war und ich von dort her am ersten irgend eine Teufelei erwartete, und nahm mir vor, wenn ich etwas bemerken sollte, was nicht eben Luft oder Wasser sei, meinen neben mir kauernden zeitweiligen Collegen durch einen sanften Rippenstoß aufmerksam zu machen. Ich sah zwar nichts, aber nach einigen Augenblicken hörte ich deutlich in der Entfernung die Brandung. Wir hatten also, ohne Zweifel durch eine Krümmung der Küste, uns derselben genähert.

Nach ein paar Minuten der Stille und des Spähens rief Don Carlos halblaut: „nada (nichts)!“ Sogleich hob sich das Segel, und wir fuhren in derselben Richtung wie vorher rasch voran. Bald indessen wurde wieder landwärts gewendet, und wir waren in kurzer Zeit inmitten einer andern kleinen und der, welche wir verlassen hatten, sehr ähnlichen Bucht. Während zwei der Leute das Boot mit den Rudern vom Lande hielten, legte Don Carlos mit eigenen Händen das Brett, ich folgte ihm, und mir die beiden bewaffneten Männer. Dann zehn oder zwölf Ruderschläge der beiden Zurückgebliebenen, dann das Segel in die Höhe — und das Boot flog wie ein Pfeil seewärts, und war in kurzer Zeit vollkommen verschwunden.

Wir waren offenbar auf der Stelle des Anstandes angekommen, wenn man bei einer Art Menschenjagd sich dieses waidmännischen Ausdrucks bedienen darf. Don Carlos aber schien ganz dieser Meinung zu sein, denn er sagte, auf das verschwindende Boot zeigend, mit gedämpfter Stimme zu mir: „Das sind unsere Hunde, und wir die Jäger,“ und diese wenigen Worte genügten, mir den ganzen Plan klar zu machen. Ohne Zweifel sollte das Boot einem in dieser Nacht von Cobija

kommenden Schmugglerfahrzeug auflauern, einen scheinbaren Angriff auf dasselbe machen und es veranlassen, in der Bucht, in welcher wir uns in den Hinterhalt gelegt hatten, zu landen, um dort in einem wahrscheinlich Don Carlos verrathenen Versteck ihre Waaren zu bergen. Was wir dann zu thun hatten, war sehr klar und jedenfalls ein lustiges Stück Arbeit, da die Schmuggler jener Districte keineswegs als Lämmer bekannt waren.

Als vom Boote nichts mehr zu sehen war, wechselte Don Carlos mit seinen beiden Leuten einige Worte, von welchen ich keine Silbe verstand, wie mir das leider sehr häufig begegnete, wenn die „Schädel" unter sich sprachen, worauf die zwei Männer sich entfernten und hinter einigen Felsstücken verschwanden. Wir aber kletterten, unweit unserer Landungsstelle, eine kleine Felswand hinan und faßten dort, etwa anderthalb Manneslänge über dem Plateau der Bucht, Posto.

Schon früher hatte ich bemerkt, daß Don Carlos, der im gewöhnlichen Umgange sehr gesprächig war und sich selbst nicht selten einer wirklich blumenreichen Sprache bediente, bei ernsthafteren Dingen höchst lakonisch wurde. Er beurkundete diese Eigenthümlichkeit glänzend im gegenwärtigen Augenblicke, denn nachdem wir auf dem Felsen

angekommen waren, warf er seinen Poncho auf denselben, streckte sich auf demselben aus und sagte: „Wir machen es so!" Dabei lugte er zuerst gegen die See, drehte sich dann langsam in der Richtung der Bucht, zielte mit seiner Doppelflinte und zeigte durch eine leichte Bewegung der rechten Hand ein zweimaliges Feuergeben an. Dann wiederholte er dieses Manöver mit einer seiner Pistolen, zog sein Jagdmesser, und war mit einem geräuschlosen Sprunge, der einem Tiger Ehre gemacht haben würde, auf dem Boden, woselbst er einige Lufthiebe ausführte, und dann, fast so schnell, als er hinabgekommen war, sich wieder an meiner Seite befand. — Ich winkte mit dem Kopfe und sagte in gleicher Weise: „Gut!" Der Schlachtplan war fertig.

Mittlerweile war die Brise schwächer geworden, ohne jedoch gänzlich aufzuhören, die Nebel waren fast vollständig verschwunden, und der gestirnte Himmel warf ein schwaches Licht auf die Landschaft. Die Bucht war etwa sechzig Schritte tief in's felsige Ufer der Küste geschnitten, welches, wie dort fast allenthalben, aus terrassenförmig ansteigenden Felsen bestand, nur daß hier diese Terrassen unten wenigstens einige Klafter Breite boten, während sie an anderen Stellen häufig kaum

so viel Fuß hatten. Die Breite der Bucht mochte dreißig Schritte betragen und schloß sich gegen das Land zu fast kreisförmig, so daß dort ein Raum von etwa fünfundzwanzig Schritten Breite und vielleicht achtzehn bis zwanzig Tiefe blieb, auf welchem man festen Fuß fassen konnte. Dann stiegen die Felsen an. Einige einzelne Blöcke derselben lagen auf dem Boden zerstreut, und unsere beiden Gefährten waren entweder hinter einem solchen versteckt, oder sie hatten sich auf der linken Seite der Bai, wie wir auf der rechten, verborgen. Da die Felsen, so viel sich unterscheiden ließ, aus schwarzem doleritischem Gestein bestanden und die See dort nicht Macht genug zu besitzen schien, Muschelnfragmente und Reste von Seethieren an's Land zu werfen, so war der Boden schwarz wie die Wände, und Alles, was man daher vom Lande überhaupt sehen konnte, war düster und unheimlich. Was die See betraf, so hörte man zwar in einiger Entfernung das Brausen der Brandung, in der Bucht zeigte sich aber nur bisweilen ein schmaler weißer Wellenkamm, der, von außen kommend, langsam über das Wasser dahinzog und sich dann mit schwachem phosphorescirenden Lichte am Ufer brach.

Die kleinen Wellen aber, welche sonst den

Spiegel der Bai kräuselten, waren schwarz, wie das Wasser der Bai selbst, wie die Felsen, wie Alles, was uns umgab, und nur außen hatte die See, das Sternenlicht reflectirend, eine hellere Färbung angenommen und einigte sich mit dem Horizont, ohne daß indessen eine bestimmte Gränze angegeben werden konnte.

Da wir Beide stumm und schweigend auf unseren Ponchos lagen und in die See hinauslugten, so hatte ich, nach einem Blicke auf unsere so eben geschilderte Lage, Zeit genug, mir allerlei Gedanken zu machen. Ein halber Mann, der einen ganzen Grund hat, wird sich natürlich wacker schlagen, wenn ihm die Gelegenheit geboten wird. — Ein ganzer Mann thut sehr häufig dasselbe, wenn er nur einen halben Grund hat. Bisweilen sucht er auch, besonders in gewissen Jahren, künstlich zu ersetzen, was etwa noch an der Hälfte dieses Grundes fehlt. — Aeltere Damen, einerlei, welchem Geschlechte sie angehören, schlagen sich gar nicht, mag ein halber oder ganzer Grund vorhanden sein. — Ein Verrückter endlich schlägt sich ohne allen Grund. — Es war aber gar keinem Zweifel unterworfen, daß für mich nicht entfernt irgend eine vernünftige Ursache vorlag, mit bo-

livianischen Schmugglern Kugeln zu wechseln oder Messerstiche. Ergo!

Das war die erste Reihe von Gedanken, mit, wie man sieht, nicht sehr tröstlichem Schlusse, welche jenesmal in mir aufstieg. Dann kamen die Trostgründe. Ich hatte, dachte ich mir, eigentlich doch nur eine Thorheit begangen, und zwar jenesmal in Bella Vista, als ich gegen Don Carlos den Wunsch geäußert hatte, einem Kampfe mit Schmugglern beizuwohnen. Später konnte ich es nicht ablehnen, ihn zu begleiten, und jetzt war es unvermeidlich, so viele Feinde zu tödten als möglich, und so wenig als möglich an die eigene Haut zu denken. Und ferner, es war eben auch nicht das erste Mal, daß ich mich wenigstens in ähnlichen Verhältnissen befand. Ferner gab es für mich noch einen ziemlich egoistischen Trostgrund, welcher in einem glücklichen sehr Entferntsein aller Polizeiverhältnisse und der lieben Justiz lag.

Ich verehre das Gesetz leidenschaftlich, aber ich habe von jeher eine gründliche Abneigung gehabt vor den Ausdrücken: Körperverletzung — Fahrlässige Körperverletzung mit nacherfolgtem Tode — Fahrlässige Tödtung — Unerlaubte Selbsthülfe — Ueberschreitung der Nothwehr — Exceß der Nothwehr u. s. w.

Es kann vorkommen, daß Ihr des Nachts über die Haide geht oder durch einen Wald, und plötzlich stehen drei Menschen um Euch mit großen Knüppeln, welche Miene machen, auf Euch loszuschlagen. Oder Ihr erwacht in Eurer Stube, seht einen Menschen Euren Schreibtisch erbrechen und einen andern, mit einem großen Messer in der Faust, Eure Bewegungen beobachten. Es wird gut sein, wenn Ihr im ersten Falle abwartet, bis Euch ein Arm abgeschlagen ist, oder bis Ihr, im zweiten, einen guten, aufzeigbaren Messerstich erhalten habt. Denn solltet Ihr so unbesonnen sein, einem jener Unbekannten, deren Absicht vor etwaigen, von ihrer Seite begangenen Thätlichkeiten durchaus nicht zu errathen ist, zu verletzen, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß man in Gemäßheit dieser Verletzung und mit Hinweisung auf einen der oben angeführten Ausdrücke Euch „verknurren" wird.

Glücklicherweise hatte ich in jener Nacht nichts von alledem zu fürchten; denn einestheils stand ich gewissermaßen selbst auf Seite des Gesetzes, andererseits war die ausübende Kraft dieses Gesetzes, wie schon erwähnt, sehr weit entfernt von der schwarzen Bucht, in welcher mein würdiger Freund

und ich stark im Sinne hatten, verschiedene Fahrlässigkeiten und Excesse der Nothwehr auszuüben.

Der friedliebende und menschenfreundliche Leser wird indeß jetzt sehr befriedigt sein, wenn er vernimmt, daß in Wirklichkeit, trotz aller blutdürstigen Vorbereitungen, nichts vorfiel, was irgendwie in die Reihe der gesetzwidrigen Handlungen gestellt werden konnte. Fünf lange, lange Stunden lag ich auf jenem Felsen, der von Minute zu Minute härter und unangenehmer wurde, und aus dessen Oberfläche allerlei Buckeln und Kanten zu wachsen schienen, welche vorher gar nicht vorhanden, einfach nur, wie mich dünkte, um meine Gliedmaßen zu peinigen. Endlich erhob sich Don Carlos, der, wie es schien, eben so ungeduldig wie ich geworden war, mit einem grauenhaften Fluche, und brannte ein kleines weißes Signallicht ab, welches außen auf der See fast gleichzeitig beantwortet wurde, dann zündete er seine Cigarre an, stieg in die Bucht, und sagte sehr höflich zu mir: „Auf ein andermal, Signor, auf ein andermal. Die Schufte haben mich belogen. Bei der heiligen Jungfrau, es war nicht meine Schuld!"

Es war das erste Mal, daß ich ihn überhaupt von der heiligen Jungfrau sprechen hörte, und so

glaubte ich ihm. Unter allen Verhältnissen aber war ich sehr glücklich, nicht länger auf dem verwünschten Felsen liegen zu müssen. Bald schoß unser Boot in die Bucht, und waren wir vorher leise wie eine lauernde Katze in dieselbe geschlichen, so verließen wir sie jetzt wie ein Schwarm geschwätziger Papageien, indem man sich laut und ungezwungen über den fehlgeschlagenen Plan unterhielt und sich mit dem demnächstigen Gelingen tröstete.

Da Don Carlos, und ich wenigstens, wieder in die Algodonbai zurück mußten, wir aber küstenaufwärts fast directen Gegenwind hatten, so mußten wir, um bei dem Winde segeln zu können, eine tüchtige Strecke in See hinaus gehen und dann in einem stumpfen Winkel außen wenden, um wieder bei dem Winde zurückgehen und an irgend einer Stelle der Küste unweit der Algodon-Bai beilegen zu können. Noch lebhaft denke ich heute an die Behaglichkeit, in welcher ich mich auf ein paar alten Wollendecken längs der Querbank ausstreckte, während wir lustig in die See hinaus stachen, und zusah, wie Don Carlos Wasser auf einem Weingeistfeuer erwärmte, Zucker zusetzte und durch eine reichliche Zuthat von Arak ponche caliente bereitete. Wer die halbe Nacht auf einem

höckerigen Felsstücke liegend zugebracht hat, erklärt schon eine ebene Holzbank, selbst ohne Decken, für ein köstliches Lager.

„Ich will Ihnen jetzt erzählen," sagte Don Carlos, „wenn es Sie nicht noch ärger langweilt, als das Vergnügen, das ich Ihnen bisher bereitet habe, wie ich nach Bolivien und zu meinem gegenwärtigen Stande gekommen bin." Auf meine eifrige Bitte begann er in deutscher Sprache folgendermaßen:

„Mein Urgroßvater war ein Deutscher. Wie er nach Chile gekommen, und warum er und überhaupt wir, seine Nachkommen, nicht unsern Namen chilenisirt, wie das fast immer gebräuchlich, weiß ich nicht anzugeben; daß wir selbst aber ganz gute Chilenen waren, äußerlich und im Innern, ist sicher. Mein Vater und meine Mutter sprachen zum Beispiel keine Silbe deutsch, und ich habe Ihre Muttersprache erst später auf einem deutschen Kauffahrer erlernt, auf welchem ich längere Zeit die Stelle eines Supercargo bekleidete. Mein Vater war ein ziemlich vermögender Kaufmann in Sant Jago, und da die Söhne reicher Leute sehr häufig ein unabweisbares Bedürfniß fühlen, große Tagediebe zu werden, so war auch ich auf dem besten Wege hierzu. Daß mich meine Mutter,

die ich übrigens noch heute wie eine Heilige verehre, ein bißchen verzog, ist nicht zu läugnen; der Vater war nachsichtig, und ich galt mit fünfzehn Jahren für einen der verwegensten Reiter der Stadt, was, wie Sie wissen, für Chile viel sagen will, warf den Lasso wie der gewandteste Vaquero, und war dabei ein ausgezeichneter Schütze, obgleich dies eben nicht die starke Seite meiner Landsleute ist. Spiel und Frauen hingegen kümmerten mich wenig, dem Beispiel meiner Altersgenossen entgegen.

„Da starb plötzlich meine Mutter nach kurzem Krankenlager, und nicht lange Zeit darauf folgte ihr mein Vater. Daß ich untröstlich war über den Verlust meiner Eltern, die ich aufrichtig geliebt hatte, können Sie sich denken, aber bald sollten zu dem moralischen Schmerz auch noch materielle Kümmernisse treten, denn es zeigte sich bald, daß das hinterlassene Vermögen meines Vaters durch mancherlei Verluste so bedeutend geschmolzen war, daß ich ernstlich an irgend einen Erwerbszweig denken mußte. Da ich bisher nichts gelernt hatte, so beschloß ich, dies jetzt doppelt zu thun. Ich wurde Kaufmann, und so wie ich sonst viele Stunden auf dem Pferde mit Lasso und Büchse verbrachte, so war ich jetzt des Tags über

unermüdlich im Dienste meines Prinzipals, während ich die Nächte über den Büchern saß. Man hatte das nicht erwartet, man lobte mich; ich verdoppelte in Folge dieses Lobes meine Anstrengungen und war in kurzer Zeit so weit, daß ich allgemein für einen sehr hoffnungsvollen Jüngling galt, wie früher für einen Wildfang. Bald begann ich mir Einiges zu erwerben, und da mein Vater nicht vollkommen ohne alles Vermögen gestorben war, so sah ich allmälig einer gesicherten, ja selbst einer behaglichen Existenz entgegen.

„Ich wechselte indessen häufig die Häuser, in welchen ich diente, keineswegs weil ich mit meinem Brodherrn, oder dieser mit mir unzufrieden war, sondern weil ich alle Geschäfte kennen lernen wollte, welche man überhaupt bei uns macht. So war ich auf einem deutschen Schiffe Supercargo und befuhr mehrmals die ganze Westküste; dann, jedoch kürzere Zeit, befand ich mich in gleicher Eigenschaft auf einem englischen Fahrzeuge. Wieder ein andermal brachte ich Vieh über die Cordillera in's Land, was, unter uns gesagt, ein höchst lucratives Geschäft war, wenn es gleichwohl direct dem entgegenläuft, das ich gegenwärtig betreibe. Zuletzt beschloß ich meine kaufmännische Laufbahn

mit dem schlechtesten Geschäft, das einer machen kann, ich verliebte mich nämlich.

„Die Zambacueca, diese Erfindung des Satans, verführte mich zu dieser Thorheit. — Die Zambacueca ist der Fandango der Chilenen, nur stellt bei ihr der Böse sein Netz in Gestalt eines weißen Tuches, während er bei jenem die Sinne durch die Castagnetten zu bethören sucht. Ich glaube aber, er macht bessere Geschäfte mit dem Tuche. Denn wenn in dem Klappern jener Hölzchen eine eigene Sprache liegt, die z. B. zu sagen scheint: „Geh, ich fliehe dich! — Komm!" so spricht jenes Tuch fortwährend: „Komm! komm! komm!" wenn gleichwohl abwehrende Zeichen mit ihm gegeben, Thränen getrocknet werden, oder der Schleier einer Vestalin mit ihm gebildet wird — beim Weibe nämlich. Die Männer mit ihrem Taschentuche beim Tanze der Zambacueca sind mir immer vorgekommen, als wenn sie den Schnupfen hätten.

„Sie wissen, welcher tollen und ausgelassenen Lustigkeit man sich während des am 18. September beginnenden Unabhängigkeitsfestes in Chile hingiebt. Man trinkt daselbst während des ganzen Jahres sehr mäßig, man tanzt ganz gut und reitet ausgezeichnet. Während der drei Tage des

Festes aber trinkt man bacchantisch, tanzt entzückend und reitet wie wahnsinnig.

„Alles dies concentrirt sich meist auf einen und denselben Punkt, indem man irgendwo Zelte, Buden, Laubhütten u. s. w. aufschlägt und in denselben sich der Freude mit aller Lebendigkeit unserer Nation hingiebt, während zwischen jenen Zelten und Buden Männer und Frauen wie toll umhersprengen und die unsinnigsten Reiterkünste ausführen. Auf dem gegen Süden gelegenen Plateau bei Valparaiso, welches eine so reizende Aussicht auf den Hafen und die See bietet, ist ein solcher Versammlungsort, und als ich am zweiten Tage von dort zurück in die Stadt gehen wollte, hörte ich auf dem abschüssigen, schmalen und mit keinem Geländer geschützten Wege hinter mir den rasenden Galopp eines Pferdes. Ich trat unwillkürlich auf die Seite des Berges, und einige Augenblicke darauf sprengte auf dem äußersten Rande des Pfades eine Sennorita herab, daß selbst mir, der ich doch dergleichen hinlänglich kannte, Hören und Sehen verging. Das Pferd schwebte fast immer zur Hälfte über dem Abgrunde, und vom Rande des Weges stürzten Steine und Erde in die Tiefe. Die Reiterin lachte wie toll, und verschwand nach einigen Augenblicken, gedeckt

durch eine Biegung des Weges, aus meinen Augen. Gleich darauf sah ich sie unten auf ebenem Wege wohlbehalten der Stadt zureiten. Ich hatte gesehen, daß es ein hübsches Mädchen oder eine junge Frau war, indessen hatte ich mehr auf ihr verwegenes Reiten als auf ihre Schönheit geachtet. Als ich aber des andern Tages den Festplatz wieder besuchte und in eine Bude trat, war das Erste, was ich erblickte, meine kühne Reiterin von gestern, welche mit einem jungen Seemanne die Zambacueca tanzte, während ein halbes Dutzend alter Weiber Liebeslieder krächzten und diese mit zwei schauderhaft verstimmten Guitarren zu begleiten suchten.

„Wiederholen Sie sich Alles, was man gewöhnlich über ein solches Zusammentreffen in Ihren Romanen, in den unseren und ohne Zweifel in denen der ganzen Welt sagt. Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich gethan, gedacht oder gefühlt habe; ich saß jedoch nach einer halben Stunde mit Juana an einem Tische, weniger schüchtern, als man glauben sollte, aber in einem Zustande geistiger Aufregung, den ich vorher nie für möglich gehalten. Ich glaubte immer noch meine Schöne tanzen zu sehen, obgleich ich neben ihr saß und ihre Hand in der meinen hielt, und es

ist bis jetzt keine Woche vergangen, in welcher ich sie nicht wenigstens einmal im Traume erblickte, sie, mit ihrem Tuche in den Händen und auf den Fußspitzen schwebend, winkend, lockend, kurz meine Sinne eben so bestrickend wie jenes erste Mal.

„Des andern Tages war ich bereits der erklärte Liebhaber der reizenden Juana. Auf meine Frage, wer jener junge Seemann gewesen, erfuhr ich, daß es ihr Bruder sei, und ich glaubte dies gern, obgleich ich später bemerkte, daß sie noch eine bedeutende Anzahl anderer Brüder aus verschiedenen Ständen besitzen mußte, welche sich zwar nicht im mindesten ähnlich sahen, gegen die sie aber nichts desto weniger die stärkste schwesterliche Zuneigung zu hegen schien. Juana war in meinen Augen das reizendste und vollkommenste Geschöpf unter der Sonne, und in der That hatte sie Augen, welche fast größer waren als ihr Mund, während ihre Hände und Füßchen einem zehnjährigen Kinde anzugehören schienen. Doch was soll ich Sie mit solchen Schilderungen ermüden! Ich füge nur bei, daß trotz der vielen Brüder meiner Juana doch diese ganz große Familie verwaist war, indem, wie sie sagte, ihr Herr Vater und ihre Frau Mutter schon längst das Zeitliche gesegnet hatten. Da ich Juana wie wahnsinnig

liebte, so war ich natürlich mit vollständiger Blindheit geschlagen, glaubte Alles, was sie mir sagte, und hatte selbst beschlossen, sie zu meiner Frau zu machen, sobald ich ein eigenes Geschäft gegründet haben würde. Das sollte nächstens geschehen.

„Kein Glück ist, wie man sagt, vollkommen. Das meinige schien es indessen zu sein, denn neben einer zärtlichen und treuen Geliebten besaß ich auch noch einen zuverlässigen und aufopfernden Freund, der überdies die treffliche Eigenschaft besaß, einige Jahre älter zu sein als ich, und in Folge dessen ohne Zweifel auch verständiger. Ich machte die Bekanntschaft des Don Enrique, wie ich ihn nennen will, und der Kaufmann war wie ich, kurze Zeit nachdem ich Juana kennen gelernt hatte, und als ich ihn in mein Geheimniß eingeweiht hatte, gab er mir im Anfang Unrecht mit meiner schwärmerischen Leidenschaft. Nach einigen Tagen indeß sagte er: „Heirathen Sie Juana. Obgleich schlecht erzogen und ohne Vermögen, wird sie Ihnen doch ewig ein dankbares Weib sein.“

„Man sieht, daß mein Freund sehr freisinnige Gedanken hatte, denn bei uns setzt man sich gewöhnlich über dergleichen Dinge so wenig hinweg, wie bei Ihnen; aber trotz dieser gegebenen Ein-

willigung war er nicht dazu zu bewegen, daß ich ihn mit zu Juana nahm. „Führen Sie nie einen Freund zu Ihrer Geliebten," sprach er; „auch die Beständigkeit hat ihre Gränzen, und je verborgener eine Blume blüht, desto duftender ist sie für ihren Besitzer." Don Enrique war also nicht allein freisinnig, sondern er war auch sehr weise und edelmüthig.

„Nachdem ich etwa acht Wochen auf solche Weise ein himmlisches Leben im Arme der Liebe und Freundschaft geführt hatte, beschloß mein Prinzipal einen Handel mit einem Geschäftsfreunde abzuschließen, und ich sollte, um die Angelegenheit zu ordnen, nach Guillota reisen. Dieses Städtchen liegt etwa fünfzehn Leguas von Valparaiso, und da man diese Strecke, zweiundzwanzig Stunden nach Ihrer Rechnung, mit unseren Pferden sehr bequem in sechs bis acht Stunden macht, so wollte ich eine Nacht zur Hinreise benutzen, des Tags über dort meine Geschäfte abmachen, und in der folgenden Nacht wieder heimkehren. Immerhin aber war ich einen Tag und zwei Nächte von Juana entfernt, was mir eine Ewigkeit däuchte.

„Als ich sie von meiner Abreise in Kenntniß setzte, brach sie zuerst in einen unversiegbaren

Thränenstrom aus und gerieth in ein nervöses Zittern, so daß mir das Herz fast brach; dann sah sie mich mit zerstörten Blicken an und ließ mich schwören, in Guillota kein Mädchen anzusehen, denn jene Stadt war wegen ihrer reizenden Frauen bekannt. Ich schwur mit dem festen Vorsatze, meinen Eid zu halten, und trennte mich endlich von Juana nach tausend Thränen, tausend Schwüren und eben so viel Umarmungen.

Es war bestimmt, daß ich mit dem Einbruch der Dunkelheit in Begleitung eines Knechtes abreisen sollte. Eine halbe Stunde aber vor der bestimmten Zeit kam ein Bote unseres Handelsfreundes in Guillota mit Nachrichten, welche den Stand des Geschäfts in etwas veränderten, vor Allem aber meine Abreise unnöthig machten, da jener Herr des andern Tages selbst nach Valparaiso kommen wollte. Ich saß mit meinem Prinzipal bis gegen neun Uhr über den Büchern, um nach den neu eingetretenen Verhältnissen die morgige Arbeit vorzubereiten, und wollte dann, wie man meist zu sagen pflegt, auf den Flügeln der Liebe zu dem Gegenstande meiner Anbetung eilen.

„Juana wohnte in einem reizenden Häuschen an einem jener Abhänge, welche den dicht an der

Küste liegenden Theil der Stadt mit dem oberen, auf der Anhöhe gelegenen, verbinden, und ihre Wohnung hatte, wie fast alle dort befindlichen Gebäude, nur ein Erdgeschoß. Als ich ihre Thür erreicht hatte, sah ich zu meinem Entzücken durch das oberhalb derselben angebrachte Fenster Licht schimmern. Das theure Mädchen war also nicht etwa in das eben zu jener Zeit neu eingerichtete Theater gegangen, und hatte es eben so unschicklich gefunden, ohne meine Begleitung den beliebten Versammlungsort aller Schönen, die plaza de independencia, zu besuchen, sondern das liebe Kind saß einsam zu Hause und beweinte meine Abwesenheit. Als ich indessen vor der Thür stand und eben öffnen wollte, hörte ich Juana plötzlich lachen, und dies befremdete mich. Man weint, wenn man allein ist, vielleicht, und man braucht nicht gerade immer ein Weib zu sein, um dies zu thun; allein so herzlich lacht man selten in der Einsamkeit. Ich kniete deshalb auf den Boden, und blickte durch eine im unteren Theile der Thür befindliche Spalte, welche sich durch einen Lichtstreifen verrieth, indem ich instinctartig die Ursache dieser Heiterkeit ergründen wollte.

„Man sieht unter den vorausgeschickten Verhältnissen in erdichteten Erzählungen fast immer,

in der Wirklichkeit, leider sehr häufig, genau dasselbe, was ich dort sah, und ich bedarf daher weniger Worte, um es Ihnen mitzutheilen.

„Auf den Knieen eines Mannes, der kein anderer als mein sehr würdiger Freund Enrique war, saß Juana in einem sehr verführerischen Négligé und lachte ganz ausgelassen, während Enrique sagte: „Nun, der Tölpel hat wirklich geschworen, in Guillota kein Mädchen anzublicken?“ — „Ja,“ erwiederte Juana, wieder laut lachend, „und das Wasser stand dem guten Jungen in den Augen, er hätte mich fast gedauert.“ — „Dieses Bedauern mußt Du Dir abgewöhnen, wenn Du einmal seine Frau bist,“ fiel Don Enrique ein, aber Juana schnitt, während sie ihre Arme zärtlich um ihn schlang, seine Worte mit Küssen ab.

„Ich wollte aufspringen, aber ich konnte nicht, und als ich mich endlich erhoben hatte, schwankte ich seitwärts und hielt mich nur mit Mühe aufrecht. Hätte ich eine Waffe gehabt, so hätte ich mir in jenem Augenblick den Tod gegeben, ohne mit den Beiden zu rechten. Aber ich hatte blos eine jener englischen Reitpeitschen in der Hand, deren mit Blei ausgegossener Griff nur einem Gegner gefährlich werden kann, und bald wich

auch das Gefühl der Schwäche von mir und verwandelte sich in gränzenlose Wuth.

„Ich drückte auf das Schloß der Thür, und diese öffnete sich leicht, denn sie hatten sich nicht einmal die Mühe gegeben, sie zu verschließen. Dann stand ich vor der Geliebten und dem treuen Freunde. Beide sprangen auf, Juana kauerte sich bleich wie Marmor in eine Ecke, Don Enrique stellte sich mir gegenüber, fast drohend, und fragte: „Was wollen Sie?" — „Schurke!" erwiederte ich. — Er antwortete mit jenem bekannten Schimpfworte unserer Landsleute, das die Ehre der Mutter des Gescholtenen befleckt. Da führte ich einen Hieb mit dem schwankenden Theil meiner Peitsche über sein Gesicht, daß augenblicklich eine Blutspur sichtbar wurde. Er fuhr zurück, im andern Augenblick aber glänzte ein Messer in seiner Hand, und er stürzte auf mich, um eben so bald zu Boden zu stürzen, denn ich hatte ihm mit dem schweren Ende meiner Peitsche den Schädel zerschmettert.

„Jetzt erhob sich Juana, immer noch bleich wie der Tod, und ging, ohne ein Wort zu sagen, zur offenen Thür hinaus. Dann verschwand sie, schweigend, wie sie gegangen, draußen in der Nacht.

„Ich hatte kein Wort an sie gerichtet, und Don Enrique sprach ebenfalls nichts, denn er war todt. Dunkle Blutstropfen drangen durch seine glänzenden schwarzen Locken auf den Boden des Gemaches, und sein Gesicht war ebenfalls rasch erbleicht, nur der rothe Streifen zog sich quer über dasselbe, und seine Augen starrten mich gläsern an. —

„Wenn ich Juana des Nachts nicht vor mir die Zambacueca tanzen sehe, so besucht mich dann jetzt bisweilen Don Enrique, indem er aus einer Schlucht hervorsteigt, wenn ich eben in den Bergen schlafe, oder zu meinen Füßen steht, wenn ich im Bett liege. Immer noch fallen die Blutstropfen von seinem Haupte, immer noch läuft der rothe Streifen über sein bleiches Antlitz, und seine schwarzen Augen blicken mich starr und gläsern an wie damals. —

„Ich hätte mich an jenem Abend leicht durch die Flucht retten können, denn es vergingen wohl zehn Minuten, ehe Menschen vorüberkamen; allein ich that es nicht. Ich war betäubt, weniger, wie ich glaube, durch den Mord, den ich begangen, als durch die Untreue Juana's. Aber dennoch weiß ich Alles, was ich that und was geschah, so genau, als wäre es gestern geschehen.

Wie gebannt an den Ort der That, an welchem ich früher so selige Augenblicke verbrachte, blieb ich, nachdem ich mich von Don Enrique's Tod überzeugt hatte, einige Minuten in der Mitte des Zimmers stehen, dann ging ich an das einzige Fenster und blickte hinaus in die Dunkelheit. Später setzte ich mich auf das Bett Juana's, indem ich die vor mir liegende Leiche betrachtete, ohne Haß, ohne Reue, in einem Zustande vollständiger Fühllosigkeit.

„Endlich kamen einige Männer des Weges, welche stehen blieben, als sie die Thür des beleuchteten Zimmers geöffnet sahen. Jetzt erblickten sie die Leiche, und da sie mich ohne Zweifel für Jemand hielten, der auf kurze Zeit den Ermordeten bewachen sollte, so fragten sie, wer ihn erschlagen habe. „Ich," war meine Antwort. — Auf dieses hin bekreuzten sich die Männer und wichen zurück, da sie wahrscheinlich einen Wahnsinnigen vor sich zu haben glaubten. Bald mehrte sich indessen die Anzahl der Außenstehenden, endlich kam die Polizei, und ich ließ mich geduldig in's Gefängniß führen. — Man führt in Chile keine langen Processe, und da ich eingestand, Don Enrique getödtet zu haben, so wurde ich zum Tode verurtheilt. —

„Ich kann nicht sagen, daß während meiner Haft die Liebe zum Leben in mir erwacht wäre, obgleich ich mein Schicksal ziemlich sicher wissen konnte; als aber mein Urtheil bestimmt erfolgt war, ging eine bedeutende Aenderung in mir vor. Der zum Tode verurtheilte Verbrecher wird in meinem Vaterlande stets durch die Kugel gerichtet. In dem Ihrigen nennt man das, wie ich glaube gehört zu haben, einen ehrlichen Soldatentod; nichts desto weniger ist diese Todesart bei uns mit allerlei kleinen Unannehmlichkeiten verknüpft. Man führt den Todescandidaten auf einen der größeren Plätze der Stadt, in welcher er sein Verbrechen begangen hat, setzt ihn dort auf ein kleines Bänkchen, und einige Soldaten bemühen sich hierauf, ihn zu erschießen. Ich sage: bemühen sich, denn unsere Leute sind die besten Reiter von der Welt, handhaben den Lasso wie sonst Niemand, und führen den Säbel vortrefflich. Aber was ihre Fertigkeit im Schießen betrifft, so läßt dieselbe mancherlei zu wünschen übrig, weshalb dem armen Teufel auf dem Bänkchen häufig die Arme und Beine zerschmettert werden und er eine Menge Wunden erhält, die nicht tödtlich sind, bis nach wiederholtem Laden der Gewehre endlich zufällig eine Kugel den Weg zum Herzen findet.

„Allein auch ohne diese wenig tröstlichen Aussichten wurde es mir zu jener Zeit außerordentlich klar, daß es überhaupt sehr unangenehm ist, hingerichtet zu werden, selbst wenn die Anstalten hierzu mit der größten Humanität und Bruderliebe getroffen worden sind, und ich hatte keinen weitern Wunsch, als aus meinem Käfige entfliehen zu können.

„Valparaiso wird von vielfachen, an mehreren Stellen ziemlich tiefen Schluchten durchzogen, welche in die Berge führen und an deren Wänden Häuser stehen. Das Gefängniß, in welchem ich gefangen saß, lag ebenfalls an einer solchen Schlucht, und die Fenster meiner Zelle gingen in diese hinaus.

„Es waren mir drei Tage Zeit gegeben, mich zum Tode vorzubereiten, und ich lag in der ersten Nacht auf meinem Lager, mit, wie man sich denken kann, nichts weniger als angenehmen Gedanken beschäftigt. Da kam mir vor, als hörte ich draußen in der Schlucht ein Geräusch. Ich schritt leise zum Fenster, und in demselben Augenblicke taucht Juana's Gesicht vor mir auf, bleich wie in jener Nacht, aber gealtert um zehn Jahre, sag' ich Ihnen. Mir war, als sei mir die Kehle zugeschnürt, endlich stammelte ich ihren Namen und streckte die Hände gegen sie aus. — „Wirf mich

nicht hinunter," sagte sie ruhig; „ich stehe auf einem Stein, der anfängt zu wanken. Nimm das und sei morgen um diese Zeit bei den Mühlen. Ich bin eine Elende. Lebe wohl." — Dann verschwand sie.

„Sie hatte ein Päckchen zwischen die Stäbe des Gitters gesteckt, und ich zog dasselbe rasch herein. Dann lauschte ich athemlos. Kaum war etwas zu hören, nur einmal fiel ein Steinchen ab von der Steinwand und auf die Sohle der Schlucht. Ohne Zweifel war also Juana glücklich unten angekommen und in Sicherheit. Jetzt öffnete ich mit zitternder Hand das Päckchen und fand eine starke seidene Schnur nebst einigen englischen Feilen, welche ich trotz aller Aufregung augenblicklich so wacker benutzte, daß bis zum Grauen des Tages nur noch ein einziger Eisenstab des Gitters stand. Mit dem Instincte, der allen Gefangenen innewohnt, mögen sie nun Diebe, Mörder oder Unschuldige sein, verklebte ich hierauf die Spuren der Feile mit Brod und Feilspänen, und verbarg dann die Geschenke Juana's, so gut ich konnte, allein es fiel Niemandem ein, das Gitter oder überhaupt meinen Kerker zu untersuchen.

„Im Laufe des Tages kam ein Priester zu mir, um mich zum Tode vorzubereiten. Es war ein

alter Mönch, zu dem ich bald Vertrauen faßte und dem ich offenherzig beichtete, oder besser, dem ich meine ganze einfache Lebensgeschichte ohne allen Rückhalt erzählte. Zuletzt, weiß Gott, wie es kam, vertraute ich ihm meinen Vorsatz zur Flucht an. Der Greis sah mich lange ernst an, dann sagte er: „Du kannst sicher sein, mein Sohn, daß Dein Geheimniß verschwiegen bleibt. Aber sage mir, bei Deiner Hoffnung auf die Gnade Gottes, bereust Du Deine That?" — Nach einigem Nachdenken gestand ich ihm, daß ich fürchtete, unter gleichen Verhältnissen wieder handeln zu müssen wie vorher. — „Das ist schlimm, mein Sohn, sehr schlimm," sprach der Pater, „nach allen Ermahnungen, welche ich Dir gegeben habe, und ich weiß in diesem Falle nicht, was ich thun soll. Doch ich verlasse Dich jetzt auf einige Stunden, um gegen Abend wiederzukehren. Gehe in Dich und gieb mir dann deutliche Beweise Deiner Zerknirschung."

„In allen Ländern der Welt," fuhr Don Carlos fort, „spricht man von Pfaffentrug und Hinterlist, und hält sich für höchst verständig, oder doch wenigstens für sehr aufgeklärt, wenn man dieses thut. Als der würdige Pater sich entfernt hatte, that ich das Erste in reichlichem Maße,

ohne indeß im mindesten mich für besonders klug zu halten, denn ich nannte mich den größten Dummkopf, den die Erde trägt, indem ich überzeugt war, daß mich der Mönch verrathen würde, und daß alle nachträglichen Zeichen einer falschen Reue natürlich umsonst seien. Als daher des Nachmittags derselbe mich wieder besuchte, antwortete ich ihm auf seine Frage nach Reue und Zerknirschung mit jener Heftigkeit, die mir nicht selten eigen ist, daß ich Don Enrique nicht nur noch einmal erschlagen, sondern daß es mir das größte Vergnügen machen würde, dieses noch zehnmal zu thun.

„Unter diesen Umständen," sagte der alte Mann ernst, „halte ich es nicht für räthlich, daß man Dich übermorgen tödtet, denn die Seele eines so argen Sünders würde unbedingt auf ewig verloren sein, müßte sie schon jetzt, und ohne sich gründlich gebessert zu haben, ihre elende sterbliche Hülle verlassen. Wenn Du, mein Sohn, daher nach Casa blanca kommst," fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, „so gieb dieses an den ehrwürdigen ****, welcher für Dein Seelenheil und Dein Weiterkommen sorgen wird. Da Du aber ein arger Sünder bist, mein Sohn, und ich vor Deiner vollkommenen Besserung auf Deine Schwüre nicht allzu großes Vertrauen setze, so reiche mir

die Hand, und gelobe mir als Mann, Niemand mitzutheilen, was auf dem Zettel steht, und eben so den Namen dessen zu verschweigen, dem Du ihn geben wirst." — Ich gelobte und hielt Wort, der alte Mann aber segnete und umarmte mich, worauf er sich mit den Worten: „Gott lenke Alles zum Besten!" entfernte.

„Trotzdem, daß bei uns das eigentliche Leben erst des Nachts beginnt, nämlich das dem Vergnügen gewidmete Leben, so hatte ich doch bereits bis Mitternacht meinen letzten Stab durchfeilt, meine Schnur festgebunden und war mit deren Hülfe in die Schlucht gelangt, und noch heute ist es mir unbegreiflich, wie Juana ohne alle Hülfsmittel die Felswand auf- und abwärts gekommen, da ich, obgleich ziemlich gewandt in dergleichen, doch trotz jener Hülfe nur mit Schwierigkeit den Boden erreichte.

„Einmal unten, ging ich dreist die Schlucht entlang und nach der Stadt, da es Aufsehen hätte erregen können, wenn ich die steile, gegen den Berg liegende Seite erklettert hätte. Dann verfolgte ich meinen Weg unten durch Valparaiso nach der Almendral. Obgleich ich rasch ging und in erzwungener Lustigkeit fortwährend Liedchen trällerte, wurde mir der Weg durch jenes ver-

wünschte Valparaiso doch zu einer grauenhaften Ewigkeit, indem ich jeden Augenblick erkannt zu werden fürchtete. Doch erreichte ich glücklich das Freie und schritt jetzt rüstig den Mühlen zu, d. h. den Windmühlen, welche auf der Höhe von Valparaiso, etwa eine Legua von der Stadt entfernt, liegen.

„Ich könnte allerlei von den Gefühlen erzählen, welche mich dort bewegten; die Wahrheit zu sagen, beschäftigte mich aber nur ein einziger Gedanke, welcher kein anderer war, als die Frage, ob mich Juana begleiten würde. Eigentlich glaubte ich es nicht, aber ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß es doch vielleicht der Fall sein könne. Der gute Pater hatte recht, ich war noch ein arger Sünder, und jetzt füge ich hinzu, auch ein sehr einfältiger.

„Als ich die Mühlen erreicht hatte und bis an die Schenke gekommen war, welche sich schon zu jener Zeit dort befand, sah ich zwei Männer unter der Thür jener Fonda stehen, von welchen der eine auf mich zutrat und ohne weitere Einleitung zu mir sagte: „Rasch ein Glas Wein und dann fort.“ Dabei reichte er mir einen gefüllten Becher und ein Stückchen Brod, während sein Gefährte drei Pferde aus dem Schuppen zog. Dann schnallte

er mir Sporen an, führte eines der Pferde vor und befahl mir aufzusteigen. „Wie geht es Juana?" fragte ich mit gepreßter Stimme, aber ich erhielt keine Antwort, und als ich meine Frage wiederholte, erwiederte jener, der mir den Wein geboten hatte, mit rauher Stimme: „Ich weiß nichts von Juana und kenne Euch nicht, doch wird Euer Weg der weiteste sein; eilt Euch!" Darauf ohne weiter ein Wort an mich zu richten, schwangen sich die Beiden in die Sättel und sprengten der Stadt zu.

„In der Fonda war kein Licht, und ihre Thür war geschlossen worden. Der Morgenwind begann sich zu erheben, und die Flügel der Windmühle, welche in der Dunkelheit sich undeutlich am Horizonte abzeichneten, fingen an sich gespenstisch zu drehen, sonst war Alles stumm und still, nur ich allein, ausgestoßen und verlassen, ein flüchtiger Mörder, seufzte tief auf. Dann gab ich meinem Pferde die Sporen und jagte fort, wie gehetzt vom bösen Feinde. Mit dem Grauen des Tages kam ich nach Casa blanca, und zwei Stunden nach mir war die berittene Polizei, welche mich suchte, ebenfalls dort. Aber ich hatte meinen Zettel abgegeben und war gerettet. Ein Mann, den man in die Kleider gesteckt hatte, in welchen

ich entflohen war, ließ sich am Ende des Dorfes sehen und ergriff die Flucht, als die Häscher seiner ansichtig wurden. Sie verfolgten ihn bis nach Sant Jago, wo er sich greifen ließ und als eine unschuldige Person erkannt wurde. Ich aber wurde von Hacienda zu Hacienda geschmuggelt und von Kloster zu Kloster, bis ich in Bolivien war. Der alte Mann hatte Juana's Rettungswerk vollendet." —

„Und Juana?" fragte ich, als Don Carlos aufgehört hatte zu sprechen. — „Es ist Alles aus, erwiederte er, „unsere Fahrt, denn hier ist die Bucht, und unsere Geschichte, denn Juana ist todt."

Wir stiegen an's Land, Don Carlos ging in die Berge und ich an Bord. Als ich des Abends allein mit dem Capitän auf Deck stand, blickte er mich von der Seite an und fragte halblaut: „Schädel?" — „No!" sagte ich eben so. Die Sache war abgemacht, wenn gleich wohl bedeutend kürzer, als die Geschichte von Don Carlos M., welche indessen glücklicherweise hier ebenfalls ihre Endschaft erreicht hat.

3.

# Die hohe Cordillera.

O! hohe Cordillera,
Du Bergeskönigin!
Wie beugen Deine Wunder
Des Menschen stolzen Sinn!
Deine wolkenküssenden Felsen,
Deiner glühenden Berge Macht,
Deine tiefgespaltenen Schluchten,
Und Deiner Ströme Pracht.
Ercilla.

„Ja! er hat Recht, der begeisterte Sänger, und zugleich hat nicht leicht ein Dichter so sehr aus dem Herzen seines Volkes gesungen, als eben Ercilla, der sein Chile so leidenschaftlich liebte und alle duftenden Blüthen seines reichen Dichtergeistes zu einem einzigen großen Siegeskranze für sein schönes, reizendes Vaterland wand.

Er hat Recht, und er hat aus dem Herzen seines Volkes gesungen, denn nichts ist erhabener als die Cordillera, und nichts liebt der Chilene mehr, als seine stolze „Bergeskönigin."

Dafür aber ist sie ihm auch eine mächtige

Schützerin gegen feindliche Einfälle, denn eine Hand voll entschlossener Männer vermag die wenigen Engpässe und Straßen zu vertheidigen, welche in den östlichen Theil Südamerikas führen; und solches ist auch schon mehrfach geschehen. Zugleich aber kann nicht leicht ein Chilene seine Cordillera vergessen, da er sie stets und fast von allen Punkten seines Vaterlandes aus vor Augen hat. Sie zieht dessen Gränze durch eine weiße, blendende Linie während des Tages, scharf sich abzeichnend am prachtvoll ultramaringefärbten, glücklichen Himmel jener Breiten.

Dann funkeln ihre schneegekrönten Bergesriesen im Glanze von tausend und abertausend blitzenden Rubinen, wenn die scheidende Sonne ihnen ihre letzten Strahlen zuwirft.

Wenn aber die heilige Nacht ihren dunkeln Schleier ausgebreitet hat über jene gewaltigen Massen, dann beginnt ein anderes Bild.

Die mächtigen Feuerberge treten dann in ihr Recht, die des Tages über und im Lichte der Sonne sich vielleicht nur durch eine schwache Rauchsäule bemerkbar gemacht. Es zeigt sich dann jene eigenthümliche Erscheinung, welche man bisher eben nur an diesen chilenischen Feuerbergen beobachtet hat und mit dem ziemlich allgemeinen Namen des

„Leuchtens der Vulcane" bezeichnet. Periodisch, in Intervallen von einigen Minuten, erblickt man am Himmel einen rasch aufblitzenden, flammenden Schein, welcher dem sogenannten Wetterleuchten ähnlich ist, aber nicht wie jenes die Stelle wechselt und endlich verschwindet, sondern stets und allnächtlich genau an derselben Stelle sich zeigt.

Bisweilen steigt wohl auch eine schlanke Feuergarbe auf zum nächtlichen Himmel, oder eine leuchtende Rauchsäule bezeichnet, so wie dort der Feuerschein, die Stelle, wo sich ein Vulcan befindet, der zwar eben nicht in voller Thätigkeit ist, durch diese Zeichen aber dennoch hinlänglich beurkundet, daß sein unterirdisches Feuer nicht erloschen.

Das ist die hohe Cordillera, vom Flachlande aus gesehen, und selbst schon dem unweit der Küste Segelnden zeigt sie sich in solcher Gestalt, bald eine schneeige Linie, bald funkelnd und blitzend in den Strahlen der sinkenden Sonne, bald ihre Feuerzeichen emporsendend zum nächtlichen Himmel.

Ich weiß nicht, ob die Bewohner anderer Länder, deren Gebiete jene gewaltige Bergkette begränzt oder durchzieht, dieselbe Liebe und den gleichen Stolz auf dieselbe kundgeben, wie die Chilenen, von diesen aber weiß ich, daß dies im hohen Grade der Fall ist.

Das allgemeine Bild des chilenischen Landes ist etwa folgendes:

Eine meist steile, felsige Küste mit mächtiger Brandung und, längs derselben verlaufend, ein Gebirge von mäßiger, durchschnittlich vielleicht zu zweitausend Fuß anzunehmender Höhe.

Diese Bergkette, die Küsten-Cordillera genannt, la cordillera de la costa, als Gegensatz zur cordillera alta, der hohen Cordillera, ist mehrfach durchschnitten von Schluchten und Wasserrissen, durch welche sich das von der hohen Cordillera kommende Wasser in's Meer ergießt. Aber meist nur gelangen spärliche und bescheidene Bächlein dorthin, statt der mächtigen Flüsse und Bergströme, die vom Hochgebirge sich brausend in's Flachland stürzen. Man hat dort diese wilden Söhne des Schnees und der Sonnengluth gebändigt und zu Knechten der Agricultur gemacht. Tausendfältig gespalten und getheilt, müssen sie die Felder bewässern und den in jenen Gegenden so seltenen Regen ersetzen.

Das ist wenigstens der Fall im mittleren und in einem Theile des nördlichen Chile. Im Süden, in Valdivia, wird nur selten das Feld gewässert, und starke Ströme durchfließen dort das Land und ergießen sich in's Meer.

Durchschreitet man aber so in Gedanken das chilenische Land, quer durch von der Cordillera de la Costa bis zu der Cordillera alta, im nördlichsten, dem Aequator am nächsten gelegenen Theile, durch die sonnenverbrannten unfruchtbaren Districte, in welchen der Bergbau fast allein herrscht, im mittleren Theile durch ein reizendes, fruchtbares Land, im Süden durch Fruchtland und Waldgrund zugleich, und nähert sich so dem Hochgebirge, so tritt uns dasselbe fast allenthalben in gleich imposanter Größe entgegen.

Ich will von der Gegend Santjagos sprechen, da ich mich dort längere Zeit aufhielt und von dieser Hauptstadt Chiles aus das Gebirge besuchte.

Neben den beiden Hauptgebirgen Chiles, der Küsten-Cordillera und der eigentlichen hohen Cordillera, durchziehen noch kleinere Gebirgszüge das Land, und fast alle verfolgen dieselbe Richtung, welche die beiden bereits mehrfach genannten größeren Gebirgsketten einhalten, nämlich von Süd nach Nord.

Eine solche kleine Bergesreihe ist die Cuesta del Prado, welche man zu überschreiten hatte, wenn man von Valparaiso nach Santjago reiste;

ich sage hatte, weil gegenwärtig auf Umwegen eine Eisenbahn beide Städte verbindet.

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den jenes landschaftliche Bild auf mich machte, als ich den Wald, welcher die Cuesta del Prado bedeckt, verlassen hatte und vor mir jene reizende Fläche sich ausbreiten sah.

Ein neues Blatt des großen landschaftlichen Albums meiner Reise lag vor mir. Ein großartiges, prachtvolles Blatt, ein Bild voll charakteristischer Eigenheiten.

Eine im Glanze der prachtvollen Sonne jener Breiten funkelnde Ebene, bedeckt mit Fruchtfeldern und Dörfern, mit Hacienden und einzelnen Baumgruppen. Der mächtige Mapocho, dort noch fast in seiner ursprünglichen Stärke, stolz das Gefilde durchrauschend, wenn gleich bereits, silbernen Bändern gleich, Hunderte von befruchtenden Adern von ihm ausgehen. Zwischen all' dem einzelne kegelförmige Berge, an welchen selbst der Laie auf den ersten Blick den vulcanischen Charakter nicht verkennt.

Dann Santjago, die mächtige Stadt, so ziemlich in Mitte der Landschaft, Santjago mit seinen prachtvollen Kirchen, seinen geraden, regelrechten und dennoch nicht eintönigen Straßen, und mit

den reizenden Palmen, welche bisweilen hoch über die Dächer des Häusermeeres hervorragen. Santjago, das Madrid von Chile und die einzige Stadt des jungen Landes, von welcher man sagen kann, daß sie eine Geschichte hat.

Und die Cordillera?

Die Cordillera, sie bildet den würdigen, prachtvollen Schluß, den riesigen, großartigen Rahmen des reizenden Bildes.

Dort liegt sie in unabsehbarer Erstreckung nach links und rechts, nach Süd und Nord vor uns ausgebreitet in mächtiger und fast erschreckender Größe.

Ein eigener Zufall trug dazu bei, mir eben diese Mächtigkeit auf überraschende Weise vor Augen zu führen.

Es war des Morgens, als ich die Cuesta del Prado verließ und in die Ebene von Santjago fuhr. Der tiefblaue, vollständig wolkenleere Himmel erglänzte im hellsten Sonnenschein, aber über der Cordillera lag eine leichte, von der Sonne schwach röthlich gefärbte Wolkenschicht; denn während im Flachlande Chiles, mit Ausnahme weniger Wochen im Jahre, selten oder nie eine Wolke am Himmel gesehen wird und zu keiner Zeit dort ein

Gewitter vorkommt, hat die Cordillera ihre Wolken, ihren Regen und Schnee, und eben so ihre Gewitter.

Ich hatte einen überraschten Blick auf die Landschaft geworfen und staunte dann das Gebirge an, das jetzt in nächster Nähe vor mir lag, und welches zu betreten ich mir unter allen Umständen vorgenommen hatte. Da fiel mir, hoch oben in den Wolken, welche sich, wie erwähnt, über den Bergen ausgebreitet hatten, ein schwarzer Punkt auf. Ich kann nicht läugnen, daß ich sogleich anfing, mir diese ganz sonderbare Erscheinung zu erklären, und einige wohl eben so sonderbare Theorien zu entwickeln im Begriff war, als plötzlich die Wolkenschicht in Bewegung gerieth sich fliehend vor der Sonne nach allen Richtungen hin zu zerstreuen und eben so rasch zu verschwinden begann. Ein Theil der Wolken stieg aufwärts und zerrann spurlos in wenigen Augenblicken, andere, hartnäckiger ihre Existenz zu wahren suchend, sammelten sich auf kurze Zeit um die Spitzen des Gebirges, oder flohen in die schluchtartigen Thäler, aber auch sie waren in einigen Minuten unsichtbar geworden.

Wer beschreibt jedoch mein Erstaunen, als ich jetzt die wahre Sachlage erkannte.

Jene Wolken hatten nicht, wie es den Anschein

hatte, über dem Gebirge geschwebt, sondern in und vor demselben gestanden. Die Sonne hatte sie, wie das fast alltäglich geschieht, rasch verjagt, und jetzt erst konnte man die ganze und wirkliche Höhe der Cordillera bemessen, da mehr als die Hälfte derselben vorher von den Wolken eingehüllt war.

Sie war mehr als noch einmal so hoch geworden, als sie vorher geschienen, und jener räthselhafte schwarze Fleck, der scheinbar in den Wolken schwebte, war eine Felsenwand der Schneeregion, welche aber ohne Zweifel zu steil abfiel, um bleibend von Schnee bedeckt zu werden, und welche, durch eine zufällig schwächere Nebel- oder Wolkenschicht sichtbar geworden war.

Es mag wohl sein, daß ich mich recht kindisch geberdete, als mir so plötzlich jene unerwartete gigantische Größe klar vor Augen trat, aber, lieber Gott, der geistige Hochmuth des „nil admirari" war nie meine Sache, und ich bedauere die armen Teufel, welche es so weit gebracht haben.

Direct aber nach dem Verschwinden der täuschenden Wolken tritt ein anderer Sinnestrug auf, dem dort wohl auch jeder, und selbst der nüchternste Beschauer verfällt, welcher überhaupt die Verhältnisse nicht näher kennt.

Santjago scheint nämlich dicht am Gebirge selbst zu liegen, während die wirkliche Entfernung bestimmt vier Stunden, vielleicht sogar mehr beträgt, und diese Täuschung findet auch später von der Stadt selbst aus statt, und das zwar so, daß, als ich noch an demselben Tage von meinem Fenster in Santjago aus die Cordillera betrachtete, anfänglich allen Ernstes beschloß, des Nachmittags einen Spaziergang dorthin zu machen und vorläufig einige Stufen zu sammeln.

Ein Blick durch meinen Feldstecher belehrte mich eines Bessern.

Der Grund dieser eigenthümlichen Erscheinung ist ein doppelter.

Zuerst wird Jeder, der nicht schon ein Gebirge von ähnlicher Höhe gesehen hat, eben durch diese selbst getäuscht, denn man weiß, daß die Abschätzung der Entfernungen zum großen Theil auf Uebung und der Kenntniß der wirklichen Dimensionen des Gegenstandes beruht, dessen Entfernung wir schätzen.

Wenn uns auf einer Ebene ein Riese entgegenkommen würde und in seiner Nähe sich keine anderen Gegenstände, Menschen, Häuser und Aehnliches befänden, welche zur Vergleichung dienen könnten, würden wir ohne Zweifel diesen Riesen für einen

Menschen von gewöhnlicher Größe halten. Aber wir würden gleichzeitig glauben, daß sich derselbe näher bei uns befände, als es in der That der Fall ist.

Ganz dasselbe würde stattfinden, wenn auf jener Ebene ein Haus oder ein anderes Gebäude mit ganz ungewöhnlich großen Dimensionen stehen würde.

Wir sind nicht gewohnt, ein Haus zu sehen, dessen Fenster und Thüren die drei- oder vierfache Größe der gewöhnlichen haben, und halten einen Menschen von zehn Fuß Höhe fast für eine Unmöglichkeit, wir glauben also ein Haus, einen Menschen von gewöhnlicher Größe vor uns zu haben, oder wir glauben uns näher bei diesen Gegenständen zu befinden, wir täuschen uns über die Entfernung.

Es tritt ganz derselbe Fall ein, wenn wir die Cordillera zum ersten Mal in einer gewissen Entfernung vor uns haben.

Aber noch ein anderer Umstand trägt wesentlich dazu bei, diese Täuschung zu vermehren und uns zu bewegen, den Maßstab des Gewöhnlichen an das Außergewöhnliche zu legen.

Es fehlt in Chile das, was die Maler Luftperspective nennen, nämlich das Duftige, Nebel-

artige, was uns entferntere Gegenstände, je nach dem Grade ihrer Entfernung, stets unklarer und wie mit einem zarten Hauche bedeckt erscheinen läßt.

In Chile bleiben auch weit entfernte Gegenstände stets hell und klar, nur erscheinen sie natürlich eben so klein bei gleicher Entfernung, wie in anderen Ländern.

Meyen erzählt in seiner Reise, daß er, von einem gewissen Punkte der hohen Cordillera aus, die Masten der Schiffe im Hafen von Valparaiso habe zählen können, natürlich mit Hülfe eines Fernrohrs.

Gerstäcker glaubte auf seinem Marsche über die Cordillera einem Fuchs auf dreißig Schritt nahe zu sein, der aber in der That weiter als hundert Schritt von ihm entfernt war.

Ich selbst habe während meines Aufenthaltes in Chile täglich Gelegenheit gehabt, ganz ähnliche Erfahrungen zu machen, indem ich zum Beispiel durch mein Fernrohr von der Cordillera aus die einzelnen Gebäude in Santjago so deutlich unterscheiden konnte, als sei die Stadt höchstens zwei Stunden weit entfernt, während der wirkliche Abstand an fünfzehn Stunden betragen mochte, und im Flachlande, eben so wie in den Bergen, wurden häufig von mir die Entfernungen einer

Ortschaft, einer Felspartie, und selbst die irgend eines Wildes zu gering angeschlagen.

Den Grund dieser eigenthümlichen Erscheinung vermag ich nicht anzugeben, ich will nur bemerken, daß der Mangel an Regen in Chile kaum die Schuld derselben tragen kann, denn in Peru, woselbst ebenfalls nicht mehr Regen fällt, habe ich die Luftperspective in ihrem vollen Rechte gefunden.

Eilen wir nun aber in das Gebirge selbst, dem wir uns bis jetzt nur schrittweise, und die Geduld des freundlichen Lesers vielleicht allzu sehr ermüdend, genähert haben.

Wenn man Santjago verläßt, und ich that das, nebenher gesagt, in Begleitung eines deutschen Jägers, zweier chilenischen Knechte und mit Pferden und Maulthieren wohl versehen, so bietet der Weg während der ersten Stunden noch stets das Bild der Umgebung einer größeren Stadt jener Länder.

Man kommt an größeren und kleineren Hacienden vorüber, reizende Gruppen von mächtigen Feigenbäumen oder Pfirsichen und Orangen verstecken die kleinen malerischen Häuser vereinzelt wohnender Landleute, und nicht selten trifft man längs des Weges Schenken und vor denselben Berittene, welche, ohne abzusteigen, rasch einige Gläser

rothen Weines von Concepcion leeren, und dann wie toll davonsprengen, denn Niemand reitet in Chile langsam und anständig philisterhaft seines Weges, sondern Alles sprengt wie besessen vorwärts, als gelte es eine wilde Hetzjagd auf Leben und Tod.

Freilich langsameren Schrittes begegnen uns wohl auch Pferde oder Maulthiere, die bis zum Boden hinab mit grünem Futter bedeckt sind, kleine wandernde grüne Hügel, aus welchen häufig kaum mehr als die Ohren des schleppenden Thieres hervorragen.

Endlich aber werden alle diese Erscheinungen seltener, dann hören auch die niedrigen Lehmmauern auf, mit welchen häufig dort die Grundstücke eingefriedigt sind, hier und da nur finden sich noch einzelne zerstreute angebaute Stellen, und plötzlich sind auch diese verschwunden, und man reitet durch Schluchten, oder über Ebenen, welche mit Felstrümmern dergestalt bedeckt sind, daß nur ein geübtes Auge das zu finden weiß, was man dort den Weg nennt.

Nach *unseren* Begriffen hört aber jetzt auch selbst diese leise Andeutung eines Weges auf, denn wir befinden uns am Ufer des Mapocho, der seine

milchweißen Fluthen rauschend und tobend zu unseren Füßen vorüberströmen läßt.

Aber wir sind im Irrthum, der Weg führt ganz einfach mitten durch den Fluß. Ein Knecht reitet voraus, die Anderen der Karavane folgen, ohne ein Wort zu verlieren, denn das ist eine Sache, welche sich von selbst versteht. Haben die Pferde Grund behalten, so ist der Reisende höchstens bis zum Gürtel durchnäßt; wenn die Thiere genöthigt sind zu schwimmen, so dringt ihm das Wasser wohl bis an die Brust, er braucht aber durchaus nicht besorgt zu sein, sich am andern Ufer sorgfältig zu trocknen, denn der Weg, der dort weiter stromaufwärts führt, verläuft dicht an einer Felsenwand, und häufig müssen die Pferde die auf dem schmalen Pfade liegenden Felstrümmer buchstäblich überspringen. Bald aber hört er gänzlich auf, d. h. die Felswand fällt jetzt direct in's Wasser ab, und man muß jetzt abermals durch den Strom, um das jenseitige Ufer wieder zu erreichen, was man vor Kurzem verlassen hat.

Dies ist der Grund, warum man sich nach dem ersten Bade nicht zu trockenen braucht.

Wir hatten an jenem Abend mehrere Male das Vergnügen dieses Uebersetzens, und ein Gewitter, was sich wacker blitzend und donnernd über

uns entlud, gab uns zugleich den deutlichsten Beweis, daß wir uns bereits im Gebiete der Cordillera befanden, wenn gleich nur noch in den Vorbergen desselben. Dabei war es mittlerweile so finster geworden, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte, und einer meiner Knechte, der einen Schimmel ritt, mußte unsern Führer abgeben, da sein Pferd doch wenigstens einigermaßen durch die Nacht leuchtete.

Was mich betrifft, so hatte ich mein Pulverhorn, mein Feuerzeug und meinen Tabaksbeutel auf den Kopf gebunden und hielt mein Gewehr mit der einen Hand über dem Wasser. Die andere hatte ich zur freien Verfügung, denn man überläßt die Pferde, und besonders die chilenischen, bei ähnlichen Gelegenheiten am besten ihrem eigenen Instinct.

Endlich verlor sich die Dunkelheit wieder in etwas, denn das Gewitter hatte sich, so rasch wie es gekommen, grollend und murrend tiefer in's Gebirge zurückgezogen, und der reizende chilenische Sternenhimmel stand in seiner ganzen Pracht und Klarheit über uns.

Aber auch uns wurde klar, daß wir uns verirrt und den Weg zu einem kleinen Hüttenwerke verfehlt hatten, welches dem Jäger aus früheren

Zeiten bekannt war und wo wir zu übernachten gedachten. Die Verlegenheit war jedoch nicht groß, denn da uns für die nächste Zeit unter allen Verhältnissen eine Reihe von Nachtlagern im Freien in Aussicht stand, und ich ohnedies an dieselben hinlänglich gewöhnt war, so lag nichts daran, schon heute den Anfang zu machen.

Und es schien, als bliebe uns kein anderer Ausweg, denn ein nochmaliger Versuch, durch den Fluß an's andere Ufer zu gelangen, schlug fehl, und wäre jedenfalls zu gefahrvoll gewesen, hätten wir ihn allzu hartnäckig zu verfolgen gesucht.

Wir hatten nicht daran gedacht, daß alle diese, von der Cordillera kommenden Ströme, die fast einzig dem schmelzenden Schnee ihren Ursprung verdanken, gegen Abend bedeutend zu schwellen beginnen, da die des Tages über von der Sonne erzeugten Schneewasser bis dorthin den Fuß des Gebirges erreicht haben. So stieg denn auch der Mapocho von Minute zu Minute bedrohlicher rauschend und mit dumpfem, grollendem Murren Steine und mächtige Geschiebe auf seinem Flußbette vorwärts rollend.

Schon hatten wir uns darein ergeben, auf ähnlichen Rollsteinen und zwischen Felsblöcken gleichen Ursprungs unser Nachtlager aufzuschlagen,

als zur guten Stunde mein Jäger sich erinnerte, daß irgendwo in der Nähe eine kleine Ansiedelung liegen müsse.

Er hatte mit einem deutschen Naturforscher bereits einmal früher die Vorberge der Cordillera durchstreift, und bei dieser Gelegenheit jene Schmelzhütte und die erwähnte Ansiedelung kennen gelernt.

Wir begannen jetzt diese letztere aufzusuchen, d. h. wir ritten die Schlucht entlang und ließen endlich unsere Pferde einen Abhang hinanklettern, welchen zu besteigen selbst für Fußgänger mühsam gewesen wäre, und als wir die Höhe erreicht hatten, sprengten wir durch Nacht und Dunkelheit, den Schimmel voran, über und zwischen einem Chaos von Geröllen, Felsstücken und Steinen hinweg, als hätten wir uns beim schönsten Sonnenschein auf vollständig gebahntem Wege befunden.

Aber das chilenische Pferd klettert wie eine Ziege, es springt wie ein Löwe und rennt wie ein Hirsch, und in Folge dieser Eigenschaften sieht man täglich die Chilenen auf ihren Pferden Dinge ausführen, welche an Wahnsinn zu gränzen scheinen, in der That aber, eben der Trefflichkeit der Pferde wegen, nicht halb so gefährlich sind, als es den Anschein hat.

So jagten auch wir unbeschädigt zwischen allen diesen Felsen und Steinen eine Zeit lang umher, bis endlich der Jäger sich zurechtzufinden begann und eine bestimmtere Richtung eingehalten wurde.

Nun endlich: Hundegebell, Feuerschein und schließlich Männer, die uns entgegenkamen und uns freundlich einluden, bei ihnen die Nacht zuzubringen.

Ich habe kaum irgendwo ein gastfreundlicheres Volk getroffen als die Landbewohner Chiles, gleichviel ob man arm oder reich. Der Reisende ist ihnen stets willkommen, wird freundlich aufgenommen und nach Kräften bewirthet, und ist diese Gastfreundschaft auch nicht gänzlich frei von Eigennutz, so ist dieser doch wenigstens keineswegs schmutziger Art. Man freut sich auf die Neuigkeiten, welche der Wanderer aus der Ferne bringt, und liebt die Abwechslung, welche durch sein Erscheinen in das einförmige Leben gebracht wird, und ist der Fremdling gar ein Europäer, so thut man später wohl auch ein wenig groß bei seinen Nachbarn und Freunden mit dem weitgereisten vornehmen Caballero.

Ich erzähle wohl ein anderes Mal von solchen Besuchen, welche ich mehrfach in vereinzelt stehenden Ansiedelungen abgestattet, und schildere die Aufnahme, welche ich dort gefunden, das Haus

und die Leute. Hier aber will ich kurz über unser Nachtlager hinweggehen und nur berichten, daß wir mit den Männern und Frauen, die wir dort getroffen, bis spät in die Nacht geplaudert und gescherzt, dabei die unvermeidliche Casuela, die Hühnersuppe, verzehrt und dem rothen Wein von Concepcion wacker zugesprochen, des andern Morgens aber bei guter Tageszeit Abschied von unseren freundlichen Wirthen genommen und unserem Ziele zugeeilt.

Aber ich will jetzt versuchen, in einzelnen Bildern und Skizzen dem günstigen Leser einen Theil dessen vorzuführen, was ich auf der hohen Cordillera gesehen und erfahren, da der Raum eine ausführlichere Schilderung kaum gestattet.

## Aufwärtsführende Thalschlucht.

Wir gelangten, nachdem wir abermals den Mapocho durchritten und zum Theil durchschwommen, in ein breites Thal, in dessen Sohle der Fluß strömt und welches im Anfange den wilden Charakter kaum errathen läßt, welchen es bald darauf annimmt. Vereinzelte Wohnungen zeigen sich noch malerisch versteckt zwischen üppigem Baumschlage, und auch jenes vom Jäger des Tages vorher gesuchte Hüttenwerk wurde jetzt sichtbar,

ohne Zweifel aber romantischer gelegen, als zweckmäßig eingerichtet, wie einige Apparate hinlänglich andeuteten, welche wir im Vorübergehen mustern konnten.

Wir ritten weiter, im Sinne des Flußlaufes auf dessen rechtem Ufer, und bald wurde der Weg steil, die Gegend wild und die Thalschlucht enge und düster, trotzdem, daß ein üppiger Pflanzenwuchs noch allenthalben die Thalwände bekleidete. So ritten wir eine Zeit lang durch einen natürlichen Bogengang von Pfirsichbäumen, während bald darauf mächtige Cactusstämme von zwanzig bis dreißig Fuß Höhe uns ihre bedrohlichen Stacheln entgegenstreckten. Nun wieder Myrten, Laurusgebüsche und andere Bäume und Sträucher, deren Bestimmung im raschen Vorüberreiten wohl auch einem besseren Botaniker als mir schwierig erschienen wäre.

Zum Theil aber entschädigten die geognostischen Verhältnisse, wenigstens durch die romantischen und pittoresken Gruppen, in welchen sie uns entgegentraten, wenn gleich ein klares, wissenschaftliches Erkennen oft kaum möglich.

In liebenswürdiger Eintracht und in einer gewissermaßen brüderlichen Vereinigung treten uns dort Granite, Gneise, Porphyre, Diorite, Dolerite

und andere Gesellen und Freunde des Basalts entgegen, pêle-mêle, Arm in Arm, könnte man sagen, bisweilen auch auf- und übereinander liegend, wenn nicht eben gegen alle göttliche, doch sicher gegen alle menschliche und handbuchliche Regel.

Aber diese geognostischen Räthsel stehen an und in einer Thalschlucht, welche, so weit wir in sie eingedrungen sind, jetzt schon an 500 Fuß Tiefe hat, und in welcher der Mapocho, wenn eben besondere Ursachen ihn außergewöhnlich angeschwellt haben, mächtige Felsblöcke wie kleines Kieselgeröll mit sich fortführt, und ferner befindet man sich bereits im Bereiche der Cordillera, der riesigen Ausfüllung einer vulcanischen Spalte, welche nicht selten dreißig bis vierzig Stunden breit ist und mehr als zweitausend Stunden Länge hat, und man begreift daher, daß bei den Kräften, welche dort im Spiel gewesen sein müssen und für welche die Jetztzeit kaum mehr einen Maßstab hat, Hebungen, Senkungen und Verwerfungen stattgefunden haben müssen, bei welchen ganze Gebirgszüge betheiligt waren.

Vieles scheinbar Anormale würde sich also wohl unschwer erklären lassen, wenn dem flüchtig Vorübereilenden Zeit und Gelegenheit geboten

wäre, nach mehrfacher Richtung hin zu forschen und zu prüfen.

Aber immer steiler und steiler steigt jetzt der Bergpfad an, auf welchem wir uns befinden, und der Glückliche, welchem vergönnt ist, diese stets gigantischer werdende Natur bewundern zu dürfen, fängt an den stillen Wunsch zu hegen, daß der Pfad, auf welchem er dahinreitet, nicht noch schmäler werden möge, als es bereits der Fall ist.

In der That ist dieser Pfad höchstens zwei Fuß breit. Zur Linken des Reiters steigt schroff eine Felswand an, deren Höhe im gegenwärtigen Augenblicke gleichgültig ist; zur Rechten fällt die Wand eben so steil abwärts, und im Grunde genommen ist, hinsichtlich des Halsbrechens wenigstens, auch die Tiefe dieser Wand ohne Belang, denn es ist einerlei, ob wir hundert oder achthundert Fuß hinabfallen, welches beiläufig die Tiefe sein mag. Aber links streift unser Arm an die ansteigende Wand, während unser rechter Fuß, im Steigbügel, anmuthig über dem Abgrunde schwebt.

Tief unten in der Thalschlucht hören wir dumpf das Rauschen des Stromes, und ist es bisweilen möglich, an weniger gefährlichen Stellen einen Blick auf die schwarzen felsigen Ufer zu werfen, oder auf große Vorsprünge der Felswand, so se-

hen wir dort an manchen Stellen gewisse blendend weiße Gegenstände. Unser Fernrohr belehrt uns, daß es Knochen sind, welche unter den offenbar günstigsten Verhältnissen von der Sonne dort so artig gebleicht worden, und auf Befragen erzählen uns unsere Knechte, daß diese Knochen die sterblichen Reste von Menschen und Thieren sind, welche ganz zufällig hinabgestürzt wären. Sie seien dort liegen geblieben, einfach aus dem Grunde, weil Niemand an jene Stellen gelangen könne.

Gewiß eine reizende Gegend!

Was mich betrifft, so wäre ich fast ebenfalls in die Lage gekommen, dort unten gebleicht zu werden, denn obgleich der Güte und Sicherheit der Pferde halber das Reisen auf jenen Pfaden nicht so gefährlich ist, als es den Anschein hat, so wird es dies doch im höchsten Grade, wenn Begegnungen stattfinden. Uns kamen jenes Mal Maulthiere aus einer der letzten Ansiedelungen im Gebirge entgegen, welche Holz zur Stadt bringen sollten. Der Jäger und die Knechte, welche, vorausreitend, die Thiere eher erblicken konnten, erreichten eben noch eine breitere Stelle des Weges, wo ihnen das Ausweichen möglich war, denn das Maulthier selbst weicht niemals aus.

Ich aber, bereits vom ersten vorüberrennenden

am Fuße verletzt, war gezwungen, um von den folgenden nicht sammt dem Pferde vom Pfade gestoßen zu werden, auf gut Glück aus dem Sattel zu springen und mich am Abhange, welcher glücklicherweise an jener Stelle noch etwa zwanzig oder dreißig Schritte schief verlief, ehe er steil abfiel, festzuhalten, so gut ich eben konnte.

Mein Pferd, welchem das vorüberlaufende Maulthier mit seinem Holzbündel Gurt und Decken zerriß, bäumte sich hoch auf, drehte sich auf den Hinterbeinen, und lief hierauf zurück bis an eine breitere Stelle des Weges, wo es stehen blieb, ich selbst aber rutschte abwärts, bis mich, in sehr geringer Entfernung vom jähen Abhange, ein Strauch aufhielt und endlich ein Knecht mit Hülfe eines mir zugeworfenen Lasso mich wieder aufwärts zog.

Ich glaube kaum, daß unter der ziemlichen Anzahl von landschaftlichen Bildern, welche ich im Gedächtniß behalten habe, eines sich mir so deutlich eingeprägt hat, wie dieser liebe Bergpfad sammt seiner ganzen Staffage.

Ehe ich dieses Thal verlasse, will ich noch eines eigenthümlichen Weges gedenken, welchen wir passiren mußten. Es war dies ein Felskamm von vielleicht drei Fuß Breite und unregelmäßig aufwärts führenden natürlichen Stufen von etwa

eben so viel Höhe. Zu beiden Seiten fielen die Wände dieser Felsenmauer senkrecht ab, und das sprungweise Aufwärtsklettern mit unseren Pferden auf jenem verwünschten Kamme kann eigentlich auch nicht wohl ein Vergnügen genannt werden.

## Die Oedung im Gebirge.

Längst liegen die letzten vereinzelten menschlichen Wohnungen hinter uns, und auch der Pflanzenwuchs ist verschwunden; blos in einzelnen Schluchten sproßt noch ein kümmerliches Gras, und hier und da nur steht ein vergessener Vorposten der Vegetation in Gestalt einer krüppelhaften Myrte. Aber man darf deshalb nicht glauben, daß man bereits über die Gränze der Vegetation gestiegen. Wir treffen fünfhundert Fuß und wohl noch höher wieder mancherlei Pflanzenwuchs, selbst Bäume, und dicht an der Schneegränze ganz eigenthümliche Oasen, in welchen Kolibri schwärmen und nisten. Der Ort aber, an welchem wir uns gegenwärtig befinden, ist eine Oede, eine Ebene, welche vielleicht eine Stunde Breite haben mag, und auf der einen Seite, gegen Ost, von einer mächtig ansteigenden Felspartie begränzt ist, deren Gipfel mit Schnee bedeckt sind, während gegen West flache Hügel uns die Aussicht versperren.

Der Boden ist steinig, bisweilen mit verwitterten Fragmenten von Granit und seinen Stammverwandten bedeckt, sonst Ackerkrume, aber nirgend die Spur einer Pflanze. Hier und da steht ein dunkles vulcanisches Gestein, scharfzackig oder zur Säulenform sich hinneigend, vereinzelt auf der öden Fläche.

Ein scharfer, kalter Zugwind streift über diese unheimliche Oedung, ohne Unterbrechung und gleichmäßig dahinziehend, wie ein Fluß in seinem Bette, und er ist vielleicht die Ursache der mangelnden Vegetation. Aber wir grübeln nicht lange nach hierüber, sondern hüllen uns in unsere Ponchos und lassen die Pferde wacker ausgreifen, denn wir wollen aus dieser Ebene kommen, welche der Hauch des Todes berührt zu haben scheint. Allmälig senken sich indeß jetzt die Hügel zu unserer Linken gegen West, auf der Seite gegen das Land zu, und dann verschwinden sie vollständig und erlauben uns einen Blick auf das Gebirge unter uns.

Wir blicken in eine Reihe von Schluchten, von denen einige mit tief dunkelgrünem Baumschlage bewaldet sind, während andere aus einem Chaos wunderbar geformter Felsen zu bestehen scheinen. Dazwischen liegen grüne Flächen, die Weiden in dem tiefer gelegenen Theile der Cordillera, welche

von Hirten benutzt werden und jährlich vielen Tausenden von Rindern ihre Nahrung geben. Ohne Zweifel ist der Rauch, welchen wir in einer dünnen Säule hinter jener Felsgruppe aufsteigen sehen, eine Feuerstelle solcher Hirten, welche mit Heerden, von mehreren Tausend Stück, über elf Monate im Jahr, in jenen Schluchten ein abenteuerliches und nicht selten mit Gefahren verknüpftes Leben führen.

Aber während wir so thalwärts blicken, finden wir, daß wir uns selbst noch keineswegs auf einer sehr bedeutenden Höhe befinden, denn ein anderer Gebirgszug schneidet uns die Fernsicht gegen das Land hin, ab und erlaubt nur hier und da einen stets noch beschränkten Blick über die Schluchten in's Weite.

Wir wenden uns also, um unsern Weg weiter fortzusetzen.

Dann nimmt allmälig die Gegend einen andern Charakter an; wir nähern uns den Felswänden mehr und mehr, und auch zur Linken steigen schroffe Felswände auf. Bald hat sich die Fläche verengt und ist zu einem Thale geworden, und dabei steigt der Boden so an, daß wir genöthigt sind, unsere Thiere langsam gehen zu lassen. Jetzt hat die Oede ihre Endschaft erreicht, und

wir befinden uns in einer engen, steil aufwärts sich ziehenden Schlucht, welche uns bald einer andern Scenerie entgegenführt.

## Der alte Krater, Wolken- und Nebelbilder.

Wenn man sich auf ähnlichen Excursionen, wie die unsrige in der hohen Cordillera, einmal häuslich eingerichtet hat, d. h. wenn man sich einen Lagerplatz ausgesucht hat, an welchem unser Feuer brennt und unsere Decken ausgebreitet sind, so macht man wohl Ausflüge, von welchen man erst stets des Abends wiederkehrt.

Dann reicht etwas Charque (an der Sonne getrocknetes Ochsenfleisch) und eine dichte wollene Decke hin, um uns das Abendessen und die Schlafstelle zu ersetzen; unsere einzigen Begleiter sind die Doppelflinte und der bergmännische Hammer, während die Stelle des Führers ein Compaß vertritt.

Freilich wird uns bisweilen das Tragen der gesammelten Stufen so ziemlich sauer, und der Genuß des Charque erinnert fast allzu deutlich an jenen von Talglichtern. Man ist indeß nicht in die Berge gegangen, um zu schwelgen.

In der That aber wird man reichlich schadlos

gehalten für alle Mühe und Entbehrung, denn hat man einmal die höheren Stellen des Gebirges erreicht, so treten uns oft, auf die unerwartetste Weise und überraschend schnell, Partien entgegen, welche schon dadurch allein einen mächtigen Eindruck auf uns machen, weil sie uns vollkommen neu, und gänzlich verschieden sind von dem landschaftlichen Bilde, welches wir vor zwei Minuten bewunderten.

Auf mancherlei halsbrechenden Pfaden erkletterte ich einmal eine Felswand, welche sich oben zu einem Plateau verflachte. Eine graue, dichte Nebelschicht lag, als ich die Höhe erreicht hatte, vor mir, scheinbar vielleicht auf hundert Schritte Entfernung, und blos in weiter Ferne ragten aus Nebel und Wolken die schneebedeckten Gipfel höherer Berge. Plötzlich fiel oder verschwand dieser Nebelschleier, denn man konnte nicht beobachten, daß er vom Winde an eine andere Stelle getragen worden wäre, sondern er ward, wie das dort häufig der Fall ist, rasch leichter, durchsichtiger, und war in kurzer Zeit vollständig verschwunden, ohne Zweifel als Niederschlag auf dem steinigen Boden und Felsen.

Eingeschlossen von einer im Halbkreise gruppirten Reihe röthlicher Porphyrfelsen, welche in-

dessen die Verwitterung bereits ziemlich gerundet und der Hügelform nahe gebracht hatte, lag ein tiefes trichterförmiges Thal, dessen Wände aus basaltischer Lava bestanden und welches im Durchmesser etwa 800—1000 Schritt haben mochte. Der unterste Theil, die Sohle dieses Thales, war indessen mit einer Nebelschicht bedeckt, welche, grau, ruhig und fast so scharf abgegränzt wie der Spiegel einer Flüssigkeit, den Boden bedeckte.

Offenbar hatte ich einen alten Krater vor mir, und ich gestehe, daß ich jenen Nebel einige Augenblicke für Rauch hielt, bis mich die Untersuchung der Thalwände eines Bessern belehrte.

Der Eindruck, welchen jene Partie hervorbrachte, war ein ganz eigenthümlicher, fast mystischer. Ringsum die lautloseste Stille, nicht die geringste Spur irgend eines lebenden Wesens, kein Baum, kein Strauch, nicht die kleinste Pflanze, nicht der leiseste Windhauch, nirgend ein Laut, nirgend eine Bewegung, und unten im Trichter jener Nebel, der nicht wanken und weichen wollte, während der, welcher vorher das Thal und die Berge bedeckte, sich so artig entfernt hatte.

Trotz alledem hatte ich doch keine Lust, mich in seinen Schooß zu tauchen und Untersuchungen anzustellen über das, was er barg. Ich kletterte

eine Strecke abwärts und warf dann Steine hinab, sie verschwanden in der unheimlichen grauen Region, und ich glaubte einige nach ziemlicher Zeit anschlagen zu hören, andere aber hörte man ganz bestimmt nicht auffallen.

In Folge dieser Beobachtung stieg ich wieder aufwärts und verließ meinen alten Krater, was ich noch heute in der Ordnung finde, obwohl ich mich tadeln muß, daß ich nicht später denselben wieder besuchte.

So wie hier Nebel und Wolken eine bedeutende Rolle spielten, ist das fast allenthalben dort im Gebirge der Fall, und die meisten dieser Bildungen sind ohne Zweifel im Gebirge selbst entstanden, um nach kurzer Zeit wieder zu verschwinden. Da zur Zeit, in welcher ich die Cordillera besuchte, stets ein heiterer Himmel war und oberhalb des Gebirges keine Wolken zogen, hatte ich häufig Gelegenheit, ähnliche Beobachtungen zu machen.

Ich sah Wolkenmassen aus einer Schicht aufsteigen oder hinter einer Felspartie hervorkommen, und nach einer gewissen Richtung hin ihren Weg weiter verfolgen, während in gleicher Höhe mit ihnen, oder wohl noch höher oder tiefer, andere Wolken gerade eine entgegengesetzte Richtung ein=

hielten, und nicht selten zogen beide Wolkenhaufen in unbedeutender Entfernung aneinander vorüber.

In gleicher Höhe mit dem Standpunkte, welchen ich einnahm, sah ich ferner nicht selten Wolkenmassen von zwei entgegengesetzten Seiten her auf irgend eine mir gegenüberstehende Felsenklippe herankommen. Sie zogen mit derselben Geschwindigkeit, stiegen meistens am Felsenkamme in die Höhe, flossen dann ineinander und verschwanden, ohne Zweifel ganz ähnlich wie oben erwähnt beim alten Krater, als Niederschlag am Felsen.

Diese Erscheinungen erklären sich leicht durch die verschiedenen Temperaturen, welche an den einzelnen Orten des Gebirges herrschen. Eine wirklich oft glühende Hitze trifft man in manchen Thälern und an Felswänden, namentlich wenn solche von dunkelm Gestein gebildet sind. Eine viel tiefere Temperatur herrscht natürlich auf den Schneefeldern, und in den mit Schnee bedeckten Schluchten ist auch dort der Schnee, des Tags über wenigstens, fast fortwährend im Schmelzen begriffen.

Wenn man bedenkt, daß unterhalb solcher warmen Thäler nicht selten wieder Eis und Schnee getroffen wird, und daß die höchsten Gipfel des Gebirges mit ewigem Eise bedeckt sind, so liegt

auf der Hand, daß eine continuirliche Menge von Luftströmungen entstehen müssen, welche die vom schmelzenden Schnee und von den Gebirgswassern aufsteigenden Wasserdämpfe als Nebel- und Wolkenbildungen mit sich führen, diese an kälteren Stellen des Gebirges wieder als Niederschläge absetzen, und daß dasselbe Spiel wieder beginnt, wenn die Sonne diese Punkte später erwärmt.

Auf diese Weise erklärt sich leicht die Regelmäßigkeit der Windrichtung in den meisten Schluchten der Cordillera. In der Schlucht z. B., in welcher wir unser Lager aufgeschlagen hatten, begann stets gegen zehn Uhr des Morgens der Wind zu wehen, und folgte mithin der Streichungslinie der Schlucht von Süd nach Nord. Gegen Mittag trat Windstille ein bis etwa um sieben Uhr des Abends, wo hierauf bis Mitternacht Nordwind wehte. In anderen Thälern und Schluchten, obgleich parallel mit der erwähnten verlaufend, fanden sich ganz andere Windrichtungen und Perioden, ebenfalls aber täglich constant wiederkehrend.

Man kann also sagen, daß die Cordillera ihren Wind und ihre Wolken, mithin also eigentlich ihr Wetter, sich selbst macht, während wir das Alles,

häufig mit Schaden, vom Auslande beziehen müssen.

Vielleicht gelingt es der täglich stärker um sich greifenden Intelligenz, auch diese Errungenschaft für uns zu erwerben.

## Basaltische Breccie, Schnee und Moräne, Fernsicht.

Zu lange vielleicht habe ich den geneigten Leser mit Wolken- und Nebelgebilden hingehalten, und will daher jetzt ein wirkliches Bild zu geben suchen.

Auf einer meiner einsamen Wanderungen kam ich mehrmals an eine Stelle, welche einerseits geognostisch von hohem Werthe ist, auf der anderen Seite aber so viel pittoreske Schönheit bot, daß ein halbwege gewandter Landschaftszeichner aus jener Partie ein reizendes Bild geschaffen haben würde.

Auf einer ziemlich steil ansteigenden, aus grau-rothem Dolerit gebildeten Felswand, welche sich aber terrassenartig in mehrere Plateaux abflacht, findet sich eine zweite Felsmasse, welche aus olivinfreiem Basalt besteht, und scheinbar aufgelagert auf diesen, wahrscheinlich aber ihn durchbrechend, in einer Mächtigkeit von hundert, an mehreren

Stellen von zweihundert Fuß, eine basaltische Breccie, d. h. ein Trümmergestein, bestehend aus scharfkantigen Basaltfragmenten, einem verwitterten Feldspath und anderen vom Feuer veränderten Gesteinen. Alle diese Bestandtheile sind wieder zusammengeschmolzen und verbunden durch ein Gemenge von höchst kleinen Basalt- und Feldspaththeilen.

Es will scheinen, als habe der Basalt den Dolerit durchdrungen, und in einer kraterförmigen Oeffnung desselben, oder aus einer vulcanischen Spalte des Basalts, sei dann wieder jene Breccie hervorgeschoben worden, jene aus Fragmenten bestehende Masse, welche jetzt scheinbar oben aufgelagert ist.

Die von mir ziemlich vollständig mitgebrachten Handstücke jener Formen geben interessante Anhaltspunkte ab, allein natürlich können sie hier nicht weiter behandelt werden. Der Eindruck, welchen indessen der Anblick der ganzen grotesken Felspartie macht, ist in landschaftlicher Beziehung vollständig der einer mächtigen Burgruine.

Die verschiedenen Farben, welche die Gesteine zeigen, tragen bedeutend bei, die Täuschung zu erhöhen, aber sie wird vervollständigt durch die hier in größeren Massen hervortretende Neigung des

Basalts und der Breccie, sich säulenförmig zu spalten und abzusondern, wodurch thurmähnliche Formen, Erker und dergleichen gebildet werden.

Höher steigend von jener Basaltburg, die ich jenes Mal im Gebirge, nach einem theuren Namen in der Heimath, „Reinholdstein", geheißen, kommt man nach einigen Stunden tüchtigen Kletterns an Stellen, wo bereits fester, zwanzig bis dreißig Fuß hoher Firnschnee liegt. Mancherlei wissenschaftliche Erwerbungen sind dort von mir gemacht worden, denn unfern jener mächtigen Schneemassen, welche sich stellenweise wohl auch tiefer abwärts ziehen, habe ich mehrfach Käfer gefangen und zugleich die niedlichste Flora getroffen, welche ich je gesehen. Insecten und Pflanzen waren sämmtlich Nova, und ich habe von jenen zierlichen Saxifragen (Steinbrecharten) ganze Stücke sammt der steinigen Unterlagen ausgehoben und mitgebracht. Man möchte dieselben für einen kleinen, von zollhohen Zwergen angelegten Garten halten, so sonderbar regelmäßig haben jene Miniaturpflänzchen auf den Basaltfelsen sich eingenistet, und während einige regelrecht abgetheilte Gartenbeete zu bilden scheinen, fehlen kleine Bäume und Strauchwerk ebenfalls nicht, welche zwischen denselben hervorstehen.

Eine wahre Freude aber habe ich erlebt, als ich einmal eben jene Stelle mit meinen Knechten besuchte.

Eine mächtige Moräne hatte sich dort hervorgeschoben aus dem Gebirge, bestehend aus einer Unzahl der verschiedensten Felsarten, und als ich die Knechte fragte, wie jene Steine dorthin gekommen, so erhielt ich zur Antwort: „Das thut der Schnee!" Dort also, im fernen Lande und aus dem Munde von Leuten, welchen sicher nichts fremder ist als eine geologische Theorie, habe ich bestätigen hören, was die Männer der Wissenschaft bei uns systematisch entwickelten, und diese Bestätigung ist sicher nicht das ungewichtigste Zeugniß für die Richtigkeit der über die Moränen aufgestellten Theorie.

Eben von jenem Punkte aus hat man eine großartige Fernsicht über den niedriger liegenden Theil der Cordillera und über Chile.

Wir befinden uns unfern der Moräne zwischen Haufwerken von Steinen und Felstrümmern. Unter uns liegt eine üppige Grasfläche, über welche sich aber dennoch Schneestreifen geschoben haben, wie es wenigstens den Anschein hat, in der That aber sind es mit Schnee erfüllte

Schluchten, auf deren Sohle Wasser bergabwärts strömt.

Dann kommt das Gebirge, welches wir bereits überstiegen, oder zwischen dessen Schluchten wir uns durchgewunden haben, denn es ist eine Bergkette dabei, welche höher ist als der Punkt, auf welchem wir uns gegenwärtig befinden, und deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind, während die zwischen ihr und unserm Standpunkt befindlichen Berge blos dunkle Felsenkämme, aber keine Schneedecke zeigen.

Zwischen diesen Bergen endlich öffnet sich eine Fernsicht über das Flachland von Chile bis zur Cordillera de la Costa. Eine reizende, prachtvolle Fernsicht.

Funkelnd und strahlend im glänzenden Licht der Sonne liegt Chile vor uns, wir sehen Santjago klar vor uns liegen, als betrüge die Entfernung bis dorthin höchstens einige Stunden, wir sehen die einzelnen Kegelberge, welche sowohl bei der Stadt, als auch weiterhin im Flachlande sich aus dem Boden erheben. Hier und da verräth uns ein Aufblitz den Lauf eines Flusses, und unser Fernrohr zeigt uns in der Umgebung seines Laufes Fruchtfelder und Hacienden. Endlich schließt über dem Küstengebirge der prachtvolle, tief dun-

kelblaue Himmel jener Breiten das glänzende Bild, welches wunderbar gehoben wird durch den es einrahmenden, dunkeln Vordergrund des Gebirges, und dessen Klarheit und Schärfe ermöglicht wird durch den Mangel der Luftperspective, dessen ich oben bereits erwähnte.

## Nachtbilder.

Wer hat sie nicht schon preisen hören, die hehre, stille, einsame Nacht, und wer hat nicht schon selbst ihren mystischen Zauber erfahren? Wie aber vervielfältigt sich dieser Zauber, wenn wir ihn vor uns aufsteigen sehen in jenem Riesengebirge, in der hohen Cordillera!

Ich habe zu verschiedenen Malen, einsam und entfernt von meinen Leuten, dort solche Nächte durchlebt, und sie gehören zu meinen schönsten, unvergeßlichsten Erinnerungen.

Welchen unendlichen Reiz hat nicht schon allein die absolute Einsamkeit, in welcher wir uns dort befinden, und die uns beruhigt und erregt zu gleicher Zeit.

Aber lassen wir flüchtig einige jener Bilder an uns vorüberziehen!

Die Sonne ist bereits eine Stunde hinter den fernen Bergen der Küstencordillera verschwunden,

und die Dämmerung, welche ich, nebenbei gesagt, in jenen Breiten, so wie auch näher am Aequator, nie so kurz habe finden können, als sie meist geschildert wird, hat jetzt dennoch endlich der Nacht Platz gemacht. Erst in einigen Stunden wird der Mond aufsteigen, und bis dorthin behauptet die Pracht des südlichen Sternenhimmels ihr volles Recht. Das Himmelsgewölbe ist mit Milliarden von blitzenden Sternen besäet, und die prachtvolle Farbe des nächtlichen Himmels, so wie die gegen unsere Halbkugel überwiegende Anzahl von Sternen erster Größe bedingen vorzugsweise den Reiz der südlichen Hälfte. Die Sternbilder, als solche, treten aber gegen die unseren zurück, und mir will scheinen, als habe man ein wenig Abgötterei getrieben mit denselben, und besonders mit dem „strahlenden südlichen Kreuze."

Wir blicken aufwärts zu jenen unwiderstreitbaren Zeugen der unbegreiflichsten und dennoch wahrsten Wahrheit, zu den funkelnden Bausteinen dieser Schöpfung ohne Anfang und ohne Ende, und ein Schauer durchbebt uns.

Wer hat ihn nicht empfunden in einer einsamen Sternennacht?!

Da gewahrt plötzlich unser Auge eine neue Erscheinung. Das Zodiakallicht ist aufgestiegen als eine

mildleuchtende Pyramide, an der Stelle, wo die Sonne gesunken, und haben wir dasselbe gleichwohl vorher schon unter den Tropen und später im Flachlande von Chile gesehen, so fällt uns doch sogleich auf, daß wir es in gleicher Pracht noch nirgends beobachtet. Ist es die Höhe, auf welcher wir uns befinden und welche, wie man sagt, auch den Sternen einen stärkeren Glanz verleiht, oder ist es ein anderer Grund? Das Factum ist richtig: das Zodiakallicht wird von der Höhe der Cordillera aus mit intensiverem Lichte gesehen als anderwärts.

Mit kurzen Worten mag hier einer Erscheinung gedacht werden, welche ich an diesem „ewigen Schmuck der Tropennächte" beobachtet habe, und welche ich nirgends erwähnt finde.

Wenn das pyramidale Licht in seiner ganzen Intensivität sichtbar, so erscheinen außerhalb desselben, etwa in halber Höhe der Pyramide und zu beiden Seiten derselben, drei leuchtende Flecke, ähnlich den Magelhan'schen Wolken. Der südlich stehende hatte die beiläufige Größe der kleineren Magelhan'schen Wolke, und stand etwa um die Breite seines Durchmessers vom Zodiakallichte selbst ab. Nördlich standen zwei kleinere Flecke übereinander. Die Lichtstärke aller drei war etwas

schwächer als die der Pyramide selbst. Diese eigenthümliche Erscheinung hängt bestimmt auf irgend eine Weise mit dem Zodiakallichte selbst zusammen, denn sie kehrte täglich genau unter denselben Verhältnissen wieder.

Ich glaube, daß sie eine Eigenschaft des Zodiakallichtes in seiner höchsten Intensivität ist, etwa wie die sogenannte Krone des Nordlichtes einen hohen Grad der Stärke jener Erscheinung selbst bezeichnet.

Ich habe keinen Gewährsmann für diese hier angegebenen Beobachtungen, wenigstens ist mir, wie ich bereits bemerkt, keine hierauf bezügliche Notiz bekannt, aber ich will jetzt eines andern Phänomens erwähnen, welches Meyen auf gleiche Weise beobachtet hat wie ich, der Sternschnuppen nämlich. Nicht eben häufiger als in unseren Breiten, aber leuchtender, wie mir schien, ziehen diese „Weltspähne" dort über und unter uns hin. Meyen hat nämlich, so wie auch ich, gesehen, daß Sternschnuppen unterhalb seines Standpunktes auf der hohen Cordillera über das Land hinweggezogen, und ich bin überzeugt, daß wir Beide uns nicht täuschten bezüglich dieses Tiefganges derselben, denn ich sah mehrmals deutlich das Flachland schwach erhellt von dem mit ver-

hältnißmäßig mäßiger Schnelle über dasselbe hinwegziehenden Meteor, während Meyen eines derselben in den Schatten des Gebirges treten sah.

Auch das Leuchten der Vulcane, jenes periodisch wiederkehrende Aufblitzen der Feuerberge, dessen ich schon oben gedachte, tritt hier im Gebirge selbst natürlich weit intensiver auf, als vom Flachlande aus gesehen, und wenn wir uns von dieser eigenthümlichen Erscheinung eine Erklärung zu geben versuchen, so mag es folgende sein:

Die geschmolzene Lava im Krater jener stets thätigen Feuerberge erkaltet an ihrer Oberfläche wenigstens in so fern, daß sie nicht mehr hellleuchtend glüht, obgleich sie noch flüssig ist. Da durchbricht ein Aufwallen von unten, eine riesige, aus den Tiefen jenes vulcanischen Herdes aufsteigende Gasblase, den dunkel gewordenen Spiegel, und das weißglühende Innere wirft sein blendendes Licht gegen den Nachthimmel, welcher es reflectirt; dann wiederholt sich dasselbe Spiel. Hierfür scheint zu sprechen, daß, wenn die Vulcane eine gewisse Zeit lang, acht bis zehn Tage, aufgehört haben zu leuchten, meistens Erdstöße eintreten.

Die Gasentwickelung im Innern hat für einige Zeit aufgehört. Die Decke der Lava ist vollstän-

dig erkaltet, und die sich später wieder entwickelnden Gase finden keinen Abzug mehr durch ihre von der Natur gebildete Esse. Sie suchen sich einen andern Ausweg, und dann schüttelt sich die alte Mutter Erde und erzittert, und hat bisweilen ein recht stiefmütterliches Gebahren.

Fragt mich nicht, warum das nicht auch der Fall bei anderen Vulcanen, d. h. warum nur in seltenen, fast zweifelhaften Fällen ein Leuchten bei jenen beobachtet worden, denn eben jetzt beginnt der Mond sein Recht zu behaupten und verändert die nächtliche Scene.

Bisher war um uns Alles dunkel, und fast nur die unendlichen Fernen des Himmels allein ließen uns ihre ewigen Wunder ahnen. Jetzt tauchen vor, neben und hinter uns sonderbare groteske Gestalten auf. Zu mächtigen, ungeheuerlichen Riesen, zu fabelhaften, tollen Thiergestalten bildet das Licht des aufsteigenden Mondes die fernen Berge, die näheren Felsgruppen. Sie verändern sich, die phantastischen Gebilde, wechselnd mit dem Lichte des immer höher steigenden Gestirnes, bis sich endlich Alles deutlicher gestaltet hat.

Hinter und neben uns in der Ferne liegt jetzt in ruhiger, ernster Größe das Gebirge, das wir

des Tags über durchstreift. In unserer nächsten Nähe steigen scharfkantige Felsgruppen steil empor mit grellen Lichtpartien und tiefen dunkeln Schatten. Einzelne schneebedeckte Berge erheben ihr Haupt zwischen schwarzen, basaltischen Formen, und ihre Schneekronen glänzen still und ruhig in bläulichem, phosphorescirendem Lichte.

Draußen aber liegt, vom Mondlichte übergossen, das Flachland von Chile, umrahmt von riesigen Felswänden, von basaltischen Kegeln, von wunderbar gestalteten Gruppen wild durcheinander geworfener Formen der verschiedensten Art, kurz, eingefaßt von einem Stück Cordillera, der Bergeskönigin.

Schließen wir, indem wir einen kurzen Blick werfen auf:

## Die Entstehung der Cordillera,

und auf die allgemeine Form, in welcher die Massen derselben auftreten, wenn es gleich kaum möglich erscheint, mit wenigen Worten einen der außerordentlichsten Vorgänge der Urwelt zu bezeichnen.

Ich habe schon oben mehrfach des Leuchtens der Vulcane erwähnt, welches ich vom Hafen von Valparaiso, im Flachlande von Chile, auf der

hohen Cordillera selbst, und endlich später in der Wüste von Atacama vielfältig beobachtet. Dies giebt deutliche Zeugenschaft von der Häufigkeit solcher Feuerberge auf der Andenkette.

Von einzelnen Punkten aus tritt uns bisweilen auch plötzlich, wenn gleich stets noch in bedeutender Entfernung, ein solcher Feuerriese entgegen.

Ein wenigstens drei Stunden langes Thal, gänzlich aus basaltischen und doleritischen Massen wild genug zusammengesetzt, schloß plötzlich mit einer jäh in schwindelerregender Tiefe abfallenden Felswand, welche ein weiteres Vordringen durchaus unmöglich machte. Unten verlief eine Thalschlucht, jene, in welcher ich bisher fortgeschritten, fast kreuzend, und aus derselben erhoben sich dieselben plutonischen Gebilde wie in der oberen, nur mächtiger noch und gedrängter. Ueber diese endlich stieg ein Vulcan empor, über dessen Krater eine schwache Rauchsäule schwebte. Es war dies in den letzten Tagen meines Aufenthaltes in der Cordillera, aber ich zweifle, ob auch selbst bei einem längeren Verweilen es möglich gewesen wäre, zu jenem Feuerberge zu gelangen, ohne einen allzu großen Umweg einschlagen zu müssen;

so kam ich ihm nicht näher, und erfuhr selbst nicht seinen Namen.

Es wäre indessen möglich, daß jener Vulcan der von Maipu gewesen wäre, doch erhielt ich keine Gewißheit.

Ich besitze die Skizze einer in Chile erschienenen Karte von einem Theile dieses Landes. Auf dieser finden sich vom 33. Grad südlicher Breite bis zum 43. Grad folgende g r ö ß e r e  b e k a n n t e Vulcane verzeichnet: 1. Volcan de Aconcagua, 2. Volcan de St. Jore (von Maipu), 3. Volcan de Tinguririca, 4. Volcan de Chillan, 5. Volcan de Antuco, 6. Volcan de Villarica, 7. Volcan de Huenahue, 8. Volcan de Calbuco, 9. Volcan de Chappira, 10. Volcan de Corcovado, durchschnittlich mithin auf fünfzehn Meilen einen Vulcan. Schon dieses allein zeigt, welche Menge von Feuerbergen die Cordillera besitzt, will man auch, was indessen sehr wahrscheinlich ist, nicht annehmen, daß auf der bezeichneten Strecke sich noch eine gute Anzahl kleiner Feuerberge befinden, welche man bis jetzt noch nicht genau kennt.

Diese Menge heute noch thätiger Vulcane allein bezeichnet schon hinreichend die Entstehung der Cordillera als eine plutonische, und es unterliegt auch in der That keinem Zweifel, daß die ganze

Kette der Anden nichts weiter ist, als die Ausfüllung einer ungeheuern vulcanischen Spalte. Diese Ausfüllung wurde bewirkt durch das Aufsteigen von Felsmassen in flüssigem, oder, je nachdem, in teigigem Zustande aus dem feurig flüssigen Erdinnern.

Daß dieses Aufsteigen zu sehr verschiedenen Epochen stattgefunden haben müsse, zeigen zum Theil die Reste vorweltlicher Thiere, welche auf höheren Stellen des Gebirges angetroffen worden sind, es scheint aber dies auch aus der Form, vielleicht besser aus dem Charakter des ganzen Gebirges selbst hervorzugehen.

Dieser Charakter ist der eines Systems aneinander gelehnter riesiger Mauern, von welchen eine stets höher als die andere ist, so daß, im Großen gedacht, das ganze Gebirge terrassenförmig ansteigt und der obere Theil jeder Mauer ein Plateau bildet, von welchem aus man wieder auf das höher gelegene der nächsten Mauer gelangt, entweder auf steil ansteigenden Bergpfaden, oder durch quer das Gebirge theilweise durchschneidende Schluchten.

Steht man am Fuße einer solchen Bergwand, so glaubt man, sei diese einmal erstiegen, sich auf der Höhe des Gebirges zu befinden. Aber oben

angelangt, sieht man sich auf einem Plateau, auf einer der erwähnten Terrassen, oft von Stunden Breite, und vor uns steigt abermals eine Wand an, oder eine Reihe von Bergen.

In der Küstencordillera Chiles und in dem analogen Gebirgszuge der Wüste von Atacama habe ich, wenn auch in kleinerem Maßstabe, ganz denselben Typus getroffen, und dort, eben dieser weniger mächtigen Verhältnisse halber, zugleich Gelegenheit gehabt, den Schlüssel zu einer eigenthümlichen Erscheinung zu finden.

Man hat nämlich hier und da behauptet, sowohl in diesen Küstengebirgszügen, als auch in der eigentlichen Andenkette selbst, vollkommen geschichtete Gesteine an hohen, meist unzugänglichen Stellen getroffen zu haben, und mein Freund Domeyko, einer der ersten Gelehrten Chiles, machte mich, ehe ich die Cordillera besuchte, aufmerksam auf diese scheinbare Anomalie.

Ich habe dort durch das Fernrohr genau solche Stellen, die wirklich den vollkommenen Anschein der Schichtung hatten, beobachtet, und fand später, in der Wüste von Atacama, meine dort gehegte Vermuthung bestätigt.

Die Terrassenform, in Verbindung mit der in jenen Breiten in ungleich höherem Grade als bei

uns auftretenden Verwitterung, bedingt diese Täuschung.

Die Producte dieser Verwitterung fallen von einer Felswand auf das unter ihr liegende Plateau, und bleiben dort, durch Jahrtausende vielleicht schon, unberührt liegen; da aber diese verwitternden Fragmente fast immer eine andere Farbe haben als das noch unzersetzte Gestein, so glaubt man, von einiger Entfernung aus beobachtet, und wenn die nicht allzu breiten Terrassen einigermaßen regelmäßig verlaufen, allerdings mehrfache Schichten verschiedener Gesteine übereinander gelagert sich folgen zu sehen.

Jetzt aber nehmen wir Abschied von jener gigantischen Bergeskönigin, der hohen Cordillera, die uns Bewunderung einflößt und Ehrfurcht durch ihre Erhabenheit, reicht auch das Maß menschlichen Wissens nicht aus, alle Wunder derselben zu ergründen.

4.

# Der Rodeo in Chile.

Das Wort Rodeo, welches im Spanischen verschiedene Bedeutungen hat, bezeichnet im gegenwärtigen Sinne das jährliche Zusammentreiben des Viehes, welches meist zu Ende September stattfindet, und wobei theils die zum Schlachten bestimmten Thiere ausgesucht und abgesondert, theils auch die des Jahrs über geborenen Kälber mit dem Zeichen ihres Herrn bezeichnet werden.

Der größte Theil der Bevölkerung in jenem Lande hat mit richtigem Tact die Wichtigkeit der Viehzucht aufgefaßt, und in der That eignet sich kaum ein Land besser hierzu als eben Chile, wird sie gleich auf ganz andere Weise und mehr im patriarchalischen Sinne betrieben, als bei uns.

Ohne Zweifel ist der überwiegende Theil der Rinder, welche noch jetzt an der ganzen Westküste Amerikas gezogen werden, spanischer Abkunft, allein die Race hat sich durch klimatische Verhältnisse verändert und nach denselben modificirt. Sie

sind grazil und zugleich muskulös gebaut, und scheinen mehr zur stärkeren Ausbildung des Muskels als zur Fettbildung geneigt; unterhalb des Knies ist der Fuß schlank und zierlich, und auch der übrige Knochenbau ist nicht so plump wie bei vielen anderen Rindviehracen. Dabei ist das Horn kurz, dick und stark, und der Kopf breit und kräftig.

Die Art und Weise, wie diese Rinder gehalten werden, trägt ohne Zweifel die Schuld, daß ihr Bau noch nicht den schwerfälligen Typus unseres Mastviehes angenommen hat.

Jene Thiere haben das ganze Jahr hindurch ihren freien Lauf, meist in den Bergen des Gebirgszuges, der sich längs der Meeresküste hinzieht, oder auch in den Vorbergen der hohen Cordillera selbst, und bisweilen sieht man Haufen von vierhundert bis fünfhundert Stück dicht an der Gränze des ewigen Schnees auf jenen prachtvollen Wiesenflächen weiden, welche dort nicht selten die Gränzen der Vegetation zu bilden scheinen. Ist eine solche Heerde durch irgend etwas scheu gemacht worden und entflieht, so glaubt man von einiger Entfernung aus einen Rudel Rothwild zu erblicken, mit solcher Flüchtigkeit setzen die Thiere über die Fläche des Wiesenplanes, springen über

Klüfte und Spalten hinweg, und verschwinden dann, vorher oft eine Zeit lang schmale Felsenpfade verfolgend, endlich in einem tiefliegenden Gehölz, was sie unserem Auge plötzlich entzieht.

Selten aber bringen Fußgänger eine solche Heerde zur Flucht; man findet im Gegentheil häufig bedrohliche Mienen der älteren Bullen, bedenkliche Stellungen werden angenommen von diesen Vertheidigern ihrer zahlreichen Familien, und es scheint, als theile das chilenische Rind die gründliche Verachtung, welche sein Herr gegen Fußreisende hegt. Aber die mächtigste Heerde dieser Thiere wird im Augenblick zur tollsten Flucht getrieben, wenn auch nur ein einzelner Reiter gegen sie ansprengt und den Lasso schwingt. Unangenehme Reminiscenzen tauchen da wohl auf bei vielen Gliedern solcher vierfüßigen Gemeinden; denn die erste Cultur und Erziehung wird ihnen, meist nicht auf die sanfteste Weise, eben durch den Lasso beigebracht.

Gewöhnlich reicht ein Vaquero, ein Kuhhirt, mit einigen Untergehülfen aus, um eine Heerde von ein- bis zweitausend Rindern in Ordnung zu halten und zu beschützen. Mit seinen starken, bis über die halben Schenkel reichenden Ledergamaschen, den mächtigen Sporen, deren Räder oft drei bis vier

Zoll im Durchmesser halten, dem flatternden Poncho und der gefährlichen, nie fehlenden Wurfschlinge, dem Lasso, stellt ein solcher Hirt ein kräftiges, fast ritterliches Bild dar. In der That sind aber diese Männer auch die gewandtesten, kühnsten Reiter selbst unter den Chilenen, was viel sagen will, da jeder dieses Volkes an und für sich schon mit seinem Pferde verwachsen scheint. Ihre Hauptaufgabe ist, das im Umkreise von einigen Stunden, ja oft so vielen Meilen, zerstreute und in einzelnen Abtheilungen weidende Vieh stets innerhalb gewisser Gränzen zu halten, einzelne Flüchtlinge und störrische Thiere wieder beizutreiben, eine streifende Puma, welche sich etwa sehen läßt, zu verjagen, oder wo möglich zu fangen und zu tödten, und die jungen, im Gebirge geborenen Kälber vor den Angriffen der Condore zu schützen, welche diesen sowohl, als den schwächeren, vereinzelten Kühen häufig gefährlich werden.

Oft verfolgt ein solcher Vaquero ein scheu gewordenes Rind, im vollsten Carrière an den schroffsten Abhängen hinsprengend und über Abgründe hinwegsetzend. Hat er das Thier erreicht, so wirft er ihm den Lasso über und reißt es zu Boden. Meist folgen dann auch die störrigsten Bullen geduldig dem Reiter, und lassen sich in den Bereich

der übrigen Heerde zurückbringen. Auch jüngere Thiere, die auf den Weiden sich zu sehr von den anderen entfernen, werden auf solche Art zurückgebracht, und daher rührt die Furcht, welche sie vor dem Lasso zeigen.

Die Hirten behaupten, daß manche der Rinder, werden sie auf solche Weise durch die bewaldeten Theile des Gebirges verfolgt, wenn sie an einen Abgrund kommen, sich leise zur Seite schleichen. Der sie verfolgende Reiter, der im Walde natürlich das Thier nicht immer im Auge behalten haben kann, sondern häufig der Fährte folgen muß, sieht sich dann plötzlich am Rande eines Abgrundes, in welchem ein weniger gewandter Reiter unfehlbar seinen Tod finden würde. Der chilenische Vaquero aber dreht sein Pferd mit der Schnelligkeit des Blitzes auf den Hinterbeinen und schlägt dann, ohne auch nur einen Augenblick länger anzuhalten, die Spur des flüchtigen Thieres ein.

Diese Hirten werden stets gut besoldet. Bei einer Heerde von etwa drei- bis viertausend Stücken erhält er vom Besitzer vier- bis fünfhundert spanische Thaler. Aber sie sind dafür auch zuverlässige und treue Männer, und wahren sorgfältig das ihnen anvertraute Gut. Trotz des wilden

Nomadenlebens, welches sie in den Bergen führen, üben sie Gastfreundschaft nach besten Kräften, kommt ein Jäger oder ein verirrter Reisender zu ihren Hütten; und dem Naturforscher, der vielleicht im Gebirge sein Lager aufgeschlagen hat, dient ihr nächtliches Feuer als ein erfreulicher Leitstern, hat er sich verspätet oder verstiegen in den Felsen und Schluchten.

Einmal aber im Jahre verläßt der Hirt seine Wälder und Berge, und legt thätlichen Bericht ab von seinem Wirken. Er treibt all' das ihm anvertraute Vieh zur Hacienda des Herrn, und dieses ländliche Fest, welches meist im September stattfindet, ist eben der Rodeo.

Schon einige Tage vorher versammeln sich berittene Männer auf einer solchen Hacienda, in welcher der Rodeo stattfinden soll. Es sind meist ebenfalls Landleute, aber solche mit geringem Besitze, die dem größeren Grundeigenthümer irgend eine mehr oder weniger große Summe schulden und, statt Abtragung der Zinsen, bei solchen Arbeiten und wohl auch bei anderen hülfreiche Hand leisten. Diesen Vasallen — denn trotzdem, daß Chile eine Republik ist, kann dieses Verhältniß wohl ein lehnsherrliches genannt werden — schließen sich Freunde und Nachbarn des Herrn

an, und die Knechte vervollständigen das kleine Heer. Ein Theil der Reiter begiebt sich nun in das Gebirge, und bald bemerkt man von der Hacienda aus die Feuer der einzelnen Abtheilungen. Die Aufgabe dieser Leute ist, mit Hülfe der Hirten das Vieh allenthalben zusammenzutreiben, die Wälder, Gehäge und Schluchten zu durchsuchen, und vollständig nach Art eines großartigen Treibjagens alle Rinder der ganzen Heerde auf einen kleinen Bezirk zu vereinigen. Ist dies geschehen, so schließt sich der Kreis der Berittenen immer enger und enger, und man treibt endlich das Vieh in das Thal und auf die Hacienda zu. Meist nehmen jetzt Freunde und Nachbarn des Heerdenbesitzers thätigen Antheil an dem Treiben, denn oft muß die Heerde, welche nicht selten aus vier- bis fünftausend Stücken besteht, noch mehrere Stunden weit im Flachlande fortgetrieben werden, bis sie die Hacienda oder den überhaupt zu ihrer Aufnahme bestimmten Ort erreicht. Oefter brechen nun einzelne Thiere aus dem großen Haufen, und diese müssen jetzt von den Reitern mittelst des Lasso eingefangen und wieder zur Heerde zurückgebracht werden. Auch der gewandteste europäische Reiter spielt hierbei keine besonders glänzende Rolle, denn erfordert es schon eine eigene

Uebung, im vollsten Laufe des Pferdes das fliehende Rind mit dem Lasso zu fangen, so gehört eine ganz besondere Gewandtheit dazu, das Thier hierauf niederzuwerfen, hierdurch dasselbe zu bändigen und wieder zur Heerde zurückzubringen.

Fast immer gehen mehrere vollständig zahme Ochsen, durch große Joche verbunden, der Heerde voran, welche ihnen meistens folgt. Ganz besonders störrige Thiere, welche mehrmals die Flucht versucht haben, werden dann zwischen diesen zahmen Ochsen angehängt, oder man knebelt sie wohl auch, indem man ihnen Kopf und Füße mittelst des Lasso zusammenbindet, und läßt sie so einige Stunden liegen, während die übrige Heerde weiter zieht.

Der Ort, welcher endlich diese letzteren aufnimmt, ist der sogenannte Corral, gewöhnlich ein mit Baumstämmen umzäunter Platz, dessen Größe sich nach jener der Heerde richtet und bisweilen hundert Schritte und mehr im Durchmesser hält. Meist vergeht ein Tag, bis alle Rinder in einen solchen Corral gebracht worden sind; man überläßt sie dann in demselben während der Nacht sich selbst, obgleich außerhalb Wachen ausgestellt sind, theils um Raubthiere abzuhalten, theils auch die

Annäherung von Menschen zu verhindern, welche die eingeschlossenen Thiere scheu machen könnten.

Des andern Tags beginnt das eigentliche Geschäft der Viehernte, wenn man so sagen darf.

Unweit des größeren und besser verwahrten Corrals befindet sich ein kleinerer. Zwischen beiden werden nun eng geschlossene Reihen von Berittenen gebildet, und der Herr des Hauses begiebt sich mit einigen Freunden und Knechten zu Pferde in den größeren; dort werden zuerst die Kühe und die während des Jahres geworfenen Kälber ausgesucht und zwischen den zu Pferd aufgestellten Männern in den kleineren Corral gebracht, wo man den jungen, noch nicht gezeichneten Thieren das Zeichen ihres Besitzers aufbrennt.

Ist dies Geschäft beendigt und zugleich die Zahl der Kälber, die Vermehrung der Heerde, bestimmt, so werden Kühe und Kälber auch aus dieser kleinen Umzäunung entlassen, und gewöhnlich entweder zu kurzer Rast auf einen in der Nähe befindlichen Weideplatz gebracht, oder auch sogleich durch einige Reiter zurück in den Berg geführt.

Durch die Entfernung dieser Thiere aus dem größeren Corral ist mehr Raum in demselben ent-

standen, und die Besitzer der benachbarten Hacienda mustern nun das eingesperrte Vieh, fangen die etwa mit ihrem Zeichen versehenen Thiere mittelst des Lasso und lassen es hinwegbringen, denn es trifft sich leicht, daß von einer Heerde im Gebirge verlaufene Stücke sich an eine andere anschließen. Sie sind indessen leicht an dem Zeichen kenntlich, das, wie schon erwähnt wurde, jedem Kalbe aufgebraunt wird.

Der Besitzer der Heerde bezeichnet hierauf dasjenige Vieh, welches er zum Schlachten bestimmt. Das mit dem Lasso aus der Menge der übrigen gefangene Thier wird von zwei Reitern in die Mitte genommen und nach dem kleineren Corral gebracht, in welchem sich vorher die Kühe und Kälber befanden; und ist die Auswahl vollendet, so bringt man sie vorläufig in eine zunächst der Hacienda gelegene Umzäunung, und später auf gute, nicht weit entfernte Wiesen, wo sie bald gezähmt werden und den Grad von Feistheit erlangen, welcher zum Schlachten erforderlich ist.

Hierauf wird die Thür des großen Corrals geöffnet, in welchem sich die ausgesuchten übrigen Rinder befinden, und ihnen hierdurch gestattet, sich auf ihre alten Weideplätze im Gebirge zurückzubegeben. Anfänglich drängen sie sich meist scheu

von dem Ausgange zurück, als befürchteten sie eine Falle, oder vielleicht neu Eindringende mit dem gefürchteten Lasso, bald aber drängen die kühnsten vorwärts und überschreiten die Pforte; jetzt folgt ihnen der ganze Haufen, und nun beginnt unaufhaltsam das tollste, wildeste Rennen und Jagen zurück nach den Bergen. Mit gesenktem Kopfe und erhobenem Schweife stürzt die ganze Heerde unaufhaltsam vorwärts, Alles vor sich niederwerfend, was ihr in den Weg kommt, und nicht eher Halt machend, als bis die alte Heimath erreicht ist. Wer im Gebirge auf den schmalen und gefährlichen Pfaden, auf welchen das Ausweichen eine Unmöglichkeit ist, einem solchen Zuge begegnet, hat keine andere Wahl, als unverzüglich umzuwenden und über Stock und Stein vorauszujagen, bis er etwa ein Plateau erreicht hat, wo er die wilde Jagd vorüberlassen kann. Von einem sichern Standpunkt aus gesehen, gewährt indessen eine solche heimkehrende Heerde einen anziehenden und fast romantischen Anblick. Zwischen den Rindern und, wo es die Breite des Weges erlaubt, neben ihnen sprengen die Hirten, theils den Lasso, theils lange lanzenähnliche, mit Stacheln versehene Stäbe schwingend, rufend und schreiend, antreibend und zurückhaltend. Sie setzen über

Schluchten hinweg und jagen auf kaum fußbreiten Pfaden an Abgründen vorüber, welche selbst der im Bergsteigen geübte Europäer nur mit Vorsicht betritt.

Der Schreiber dieses war in den Vorbergen der Cordillera Augenzeuge eines solchen Schauspiels, aber er mag nicht bergen, wie er höchlich zufrieden damit war, daß eine tiefe und breite Thalschlucht, durch welche der Mapacho seine wilden und brausenden Fluthen dahinwälzte, ihn trennte von der tollen Meute. —

Im Januar endlich beginnt das Matanza, das Schlachten des bis zu jener Zeit auf den Wiesen gemästeten Viehes. Einige Thiere werden wohl auch von den Händlern angekauft, um in die Städte gebracht zu werden, wo man frisches Fleisch bedarf, und zu gleichem Zweck werden ebenfalls auf den Hacienden einige aufbewahrt, die überwiegende Menge aber wird auf einmal getödtet. Obgleich dieses Schlachten als ein Fest betrachtet wird, gleich dem Rodeo, und die Damen des Hauses und der benachbarten Hacienden demselben meist im höchsten Putze beiwohnen, erinnert es doch sehr an die barbarische Weise, mit welcher in Buenos Ayres dieses Geschäft betrieben wird.

Man hat schon einige Tage vorher die zum Tode bestimmten Rinder in einen unweit der Hacienda errichteten Corral gebracht, und in diesen begiebt sich nun mit Tagesanbruch der Herr des Hauses mit den geladenen Gästen und seinen Knechten, und treibt, wild unter den Thieren herumsprengend, stets eine gewisse Anzahl derselben in's Freie. Dort warten andere Reiter, welche die entfliehenden Rinder sogleich mit dem Lasso fangen und nach der Schlachthalle ziehen, woselbst eine gewisse Anzahl Fleischer ihre Opfer erwarten. Je einer dieser Schlächter wirft sich auf ein Rind, schlägt ihm mittelst eines langen starken Messers die Flechsen oberhalb der Kniekehle ab, so daß das Thier zu Boden stürzt, und durchschneidet alsdann mittelst eines kurzen scharfen Messers das Rückenmark desselben. Um das spätere Abstreifen des Thieres zu erleichtern, zieht er rasch vorläufig vom Kopfe die Haut ab, und stürzt sich sogleich auf ein anderes Rind, um es wie das vorige niederzumetzeln.

Da oft mehrere Hundert Rinder auf solche Art in wenigen Stunden getödtet werden, so kann man sich wohl denken, daß bald Menschen und Thiere wie im Blute gebadet erscheinen.

Andere Männer bringen die getödteten Rinder

auf den zum Abhäuten und Zerlegen bestimmten Platz. Meist wird das Fleisch als Charque (sprich Tscherki) zugerichtet, d. h. es wird in dünne Streifen geschnitten, mit etwas wenigem Salz behandelt und dann in der Sonne getrocknet. Es hält sich sodann mehrere Jahre hindurch vollständig unverändert, und giebt sowohl roh als auch gekocht eine wohlschmeckende Speise; auch wird in Chile ziemlich bedeutende Ausfuhr mit demselben getrieben.

Das Fett wird ausgelassen und meist in Blasen gegossen aufbewahrt, indem man in Chile fast allgemein sich desselben statt der Butter zum Kochen bedient. Die Häute endlich werden theils außer Land geführt, und bilden bei der Menge des geschlachteten Viehes einen ziemlich beträchtlichen Handelsartikel, der größte Theil aber wird im Lande selbst verarbeitet und giebt das tüchtige, haltbare Lederwerk, welches längs der ganzen Westküste berühmt ist.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.